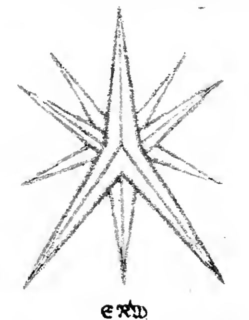
Albert Steffen

Der Auszug aus Ägypten / Die Manichäer.

Zwei Dramen



S. Fischer / Verlag
Berlin



Der Auszug aus Ägypten

Die Manichäer

von

Albert Steffen



S. Fischer, Verlag, Berlin
1916

Der Auszug aus Ägypten

Drama in drei Akten

Gestalten:

Moses
Mirjam
Der Pharao
Die Gattin
Der Sohn
Das Volk der Israeliten
Das Volk der Ägypter

Erster Akt

Erste Szene

Ägyptischer Palast.
Einzeltanz vor dem geschlossnen Tor.
Moses tritt auf.

Moses:

Jetzt, da ich wiederkehre aus dem Lande Midan,
wo ich die Schafe Jethros hütete,
die Seele ausgeweitet von der Wüste,
empfänglich durch den Tod für alles Leben,
verwesendes und neu ersprießendes,
ein Schauender, jetzt erst erkenne ich,
wie alle Dinge in Ägypten sind.
Weh diese Tänze! Schwermut faßt mich an,
wenn ich erfühle die Bewegungen.
Sie sagen mir, wie erdgebunden doch
Ägypten ist. Sie haben keine Kraft,
uns mit der Gottheit zu vereinigen.
Das Zeitmaß der Gestirne, die uns leiten
und uns erlösen, lebt nicht mehr darin.
Die Arme strecken sich nicht mehr zum All,
sie ziehn Dämonen an, die uns zerstören,
sie sammeln Erdenschlackenartiges,

sie türmen es auf uns, sie ziehn uns nieder
und binden uns an dunkle Region.

Der Tanz verschwindet. Das Tor springt auf. Man sieht das Innere des Hauses.

O Haus, du Tat Ägyptens, Totenstätte,
du Bild der Seele, die gefesselt ist,
ihr Formen, vergewaltigend mein Selbst,
das Götter suchende so bange machend,
bis es vor Schrecken in sich selbst erstirbt.
Vergangner Geist hat diese Welt erbaut.
Ich fühle mich vom Tode angeweht.
Verwesung fließt in mich. Und wollt ich leben,
wie diese Stätte spricht, ich würd zu Staub.
— Doch Jahve tat mir meine Augen auf,
er feite mich vor jeder Todesangst,
daß ich Ägypten schaue, wie es ist,
und werte und mit seiner Kraft bezwinge.

Zweite Szene

Die Gattin des Pharao und der Sohn kommen eilig aus dem Palast. Sie stehen Moses längere Zeit stumm gegenüber.

Die Gattin:

Aus Neugier eilten wir, ich und mein Sohn,
dich zu begrüßen, eh der König naht. —
Kaum seh ich dich, so muß ich mich verwandeln.
Denn, wundersam, schon zwingt dein Wesen mich,
daß ich mein Inneres vor dir eröffne.
Es fließt etwas von dir zu mir hinüber,
das stille macht und stark und hoffnungsfroh,
aus dem allein mir Rettung kommen kann

von schwerer Qual, die unerträglich wird.
Drum muß ich reden. Seltsam. Doch ich muß.
Ich bin sonst still, ich sprach davon bis heute
mit keinem Menschen, nur mit meinem Sohn,
und das war Klage, ohne Trost zu wollen,
ganz hoffnungslose, Seufzer mehr als Worte.
Du aber weißt die Rettung sicherlich.
Ich fühl' es ja. — O Moses, rate mir,
befreie mich von etwas Fürchterlichem —

Zum Sohn:

Darf ich wohl reden?

Der Sohn:

Ja.

Die Gattin:

Ich lebte lange
in dem Gemahle, lebte gern in ihm,
als meinem Oberhaupt und meinem Führer.
Und unser Knabe lebte in der Einheit
von uns voll Freude und Vertraulichkeit:
So waren wir ein Bild der Götterdreiheit
Osiris, Isis und des Horuskindes
und sicherlich von ihnen auch geliebt.
Es ging uns gut. — Doch plötzlich kam die Stunde,
da ich Verödung in der Brust empfand,
wenn mir der Pharao entgegentrat,
und in der Öde lauerte die Angst,
warum, warum? Es quält mich grauenhaft.
Ich möcht vor ihm — und vor der Welt entfliehen.

Der Sohn:

Mich aber fassen wilde Haßgedanken,
wenn ich die Mutter also leiden sehn muß.

Moses:

Auch hier entsteht ägyptisches Geschick.

Die Gattin:

Und alles, was ich stelle zwischen mich
und meine Schwermut — Tänze oder Spiele —
es tilgt nicht, was im Grund der Seele haust:
Das Graun.

Der Sohn:

Den Haß.

Moses
für sich:

Den Tod.

Die Gattin:

Ich finde nichts
im ganzen All, das diese Bangigkeit
von meinem Herzen nimmt, und ich muß leiden.

Der Sohn:

Ich finde nichts, das mich dem Haß entreißt,
obwohl ich weiß, wie niedrig dies doch ist,
nichts, das mich frei macht von den Regungen
des Zornes, die wie Rachen wilder Tiere
mich immerfort umblecken. Häßlich, häßlich,
o Moses, ist mein Inneres, so häßlich.

Die Gattin:

O, Moses, höre nicht auf diesen Knaben:
Der stille, sanfte, allzusinnende,
des Antlitz wie vom Mondenstrahl gewoben,

lebt ja in Wahngedanken. Ach er glaubt,
daß er die Schuld des Vaters tragen soll,
des Nichtigen —

Der Sohn:

Ich lasse ihn nicht schelten,
und wenn du schelten mußt, so schilt auch mich,
ich bin wie er, des gleichen Hasses wert,
ich trage gleiche Dunkelheit in mir
und finde keine Straße zu den Göttern.

Moses:

Ich weiß den Weg.

Sohn:

Kannst du mein Führer sein?

Die Gattin:

Mein Tröster?

Moses:

Euch und auch dem Pharao.

Dritte Szene

Der Pharao tritt langsam aus dem Hause. Hinter ihm einige Äypter. Diese bleiben im Hintergrunde stehen.

Der Pharao:

Was bringst du deinem Herren, Heimgekehrter?

Moses:

Darf ich erzählen, Pharao?

Der Pharao:

Du sollst.

Moses:

Als ich noch Hirte war im Lande Midan,
trieb ich die Schafe einstmals wüstenwärts.
Drei Tage schlich ich durch den gelben Sand.
Die Herde sank dahin, der Hund verlechzte.
Entbehrung höhlte mir die Seele aus
und ödete mein Leben gänzlich ab.
Doch endlich sah ich grünes Wiesenland.
Und wie die Augen selig weideten,
drang mir aus Kraut und Busch ein Glanz entgegen.
Die weite Fläche brannte nebelhaft
von göttlicher Empfindung. Und ich schwankte
wie träumend hin, das süße Licht zu schaun.
Das Grün, das irdische, es war umflossen
von Liebesströmungen, die von der Sonne
hinunterwallten in das Pflanzenleben.
Und in dem Leuchten war ein Ton zu hören,
und in dem Tone lispelte ein Wort,
und in dem Worte war das Weltensein.
Und wie ich stand und staunte, sprach die Stimme:
O Moses, ziehe deine Schuhe aus.
Der Ort, worauf du stehst, ist heilig Land.
Und ich sank nieder auf mein Angesicht.
Wie durft' ich weitergehn mit den Gedanken,
den ärmlichen, die wie zerhacktes Stroh
durch meine leere Seele wirbelten,
wie stehen auf dem Blumenteppiche,
wie durfte ich dem Weltenworte nahn!
Und seufzte. Doch die Stimme redete:
Ich bin es, der Ich bin und war und werde
—Jahve—

der Gott, der seit der Urzeit zu euch sprach
vom Weltall her durch lange Zeiten hin,
bis ihm die Erde ganz entschwinden wollte
und euch die Herzensöde überfiel.
Ich steig hinab als Liebesstrahl der Sonne
in Gras und Baum. Ich rede durch die Pflanzen
zu dir, durch ihre reine Gotteskindschaft.
O schaue, fühle, schmecke mit dem Herzen
und bete in dem seligen Genuß:
die Pflanze darf der Gottheit Hülle sein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und weiter tönte dann das stille Wort,
daß ich erschauerte vor heiliger Lust:
So wie Ich in den Busch herniederstieg,
so werd Ich einst in einem Menschen wohnen.
Ich werde Mensch, daß ihr die Gottheit schaut,
Ich geh hinunter, daß ihr aufwärts strebt,
Ich sterbe, daß ihr ewiglich besteht,
Ich, der Ich bin und war und werde
—Jahve—

Der Sohn:

O Urton aller Lieder.

Die Gattin:

Süße Lehre.

Der Pharao:

Du nennst dich Gottes Freund.

Der Sohn:

Er ist es.

Der Pharao
zum Sohne:

Schweig.

Der Sohn
abgewandt vom Vater, zu Moses:

Ich glaub an dich, ich lieb' das All durch dich,
o Moses, wär der Vater doch wie du,
o wie veracht' ich ihn.

Moses:

Lehrt dies mein Wort?

Der Sohn:

Nein, Moses, nein, ich will dein Wort verehren.
Ich reiße diesen Haß aus meiner Brust.
Die Sonne schuf mein Herz, mein Herz soll lieben.

Die Gattin
leise zu Moses:

O Moses, Dank, du hast mir Licht gebracht.
Ich traue meiner Liebe wiederum.

Der Pharao:

Schweigt still. — Du, Moses, ende den Bericht.

Moses:

Vernimm, was Jahve weiter kündete.
Er sprach zu mir: Aus Israel ersteht
der Mensch, in dessen Leib Ich wohnen will
—Jahve—
Ich, der Ich bin, damit das Sterben stirbt.
Du bist zum Führer deines Volks ersehn.

Ich weise dir das Land der Heiligung.
So gehe denn und rede mit dem König,
daß er dich ziehen läßt aus seinem Reich
Ägypten, diesem Ort des dürren Strohs —

Der Pharao:

Ach so, dein Volk will nicht mehr Ziegel baun.

Moses:

Die Dienste, die wir deinem Land erwiesen,
sie waren Vorbereitung dieser Tat.
Wir überwanden uns und wurden stark.
Jetzt aber naht sich eine schwerere Prüfung,
um unsern Willen in sich selbst zu härten.
Es dürfen unsre Augen nicht mehr länger
am Boden haften, Stroh zusammenschichtend.
Denn Jahve selber will an uns erblicken
die freie, allumfassende Gebärde.
Hier in Ägypten, diesem Sterbereich,
vermögen wir uns niemals zu entwickeln,
um einstmals Gottes Sendung zu vollenden.
In deinem Dienste siechen wir dahin.
Es müssen andre Taten uns erstarken,
als baun an Tieralleen, an Totenkammern
und unverrückbar hockenden Gewalten.
Hier schauen wir nur Wollust und Verwesung.
Hier senken sich die dunklen Kräfte ein,
die uns zum Weltenabgrund niederziehen.
Wir lernen im ägypt'schen Land nur Tod.
Drum fort von hier. — Wir müssen anders werden,
wir müssen wandern, in der Wüste weilen,
das Wallen durch die Wüste soll zerstören

ägyptischen Genuß bis auf den Grund,
dies ganze tödlich laue Lüste-Leben.
Wir müssen aus dem Sterben neu erstehen.
Gesetze müssen uns gegeben werden
und Strafen fallen, Schicksal sich erfüllen,
das in Ägypten niemals möglich ist.
Wir fliehen nicht den Schmerz, wir suchen größern.
Wir müssen uns vertraun und tragen helfen,
auch andre Lieb zu Licht und Lüften lernen
und Dank für jede kleinste Erdenfrucht.
Dann erst, wenn wir die Wüste überwunden,
wird sich die Gottheit in den Herzen spiegeln.
Dann erst wird unserm Geiste möglich sein,
ihr Licht zu schauen und ihr Wort zu lesen.
Dann werden wir ihr eine Stätte baun.
Doch lange muß der Fuß auf Felsen schreiten,
bis uns Jehova aus den Steinen spricht,
wie sie zum Säulenbau sich fügen sollen.
Und lange muß die Himmelskuppel sprechen
zum betend hochgehobenen Gesicht,
bis wir den Tempel endlich wölben dürfen.
Und lange müssen wir den Blick der Bäume
entbehren, bis wir ihre Süße spüren
und zart mit ihnen sind, den Kindern Gottes,
wenn wir sie pflanzen um das Heiligtum.
Doch endlich werden wir geläutert sein.
Dann aber schnitzen wir, und meißeln wir,
dann schmücken wir das göttliche Gebäude,
dann stehn wir betend da und Jahve spricht.
Nur in der Wüste können wir uns rüsten,
dem Dröhnen der Posaunen standzuhalten,

daß wir vor ihrem Schalle nicht ersterben:
Es tost wie schrecklicher Gewittersturz
zur Nacht. Doch leuchtet auf im Wetterschein
das Jahvewort. Wir dürfen Gottes sein.
— O laß uns ziehn.

Der Pharao:

Du übst die gröbste List.

Die Gattin:

So traust du Moses Gottesworten nicht?

Der Pharao:

Die Götter von Ägypten so verachten
und wollen, daß sie einen fremden Knecht
vor mir, vor einem König auserwählen?
Die Ahnen so beleidigen, daß ich
nicht an die Zukunft meiner Heimat glaube?
Es wäre ja Beraubung höchster Macht!
Ich schickte meine besten Sklaven fort.
Mich faßt die Scham, daß du nur denken kannst,
ich wär so töricht.

Moses:

Weh, du bleibst Ägypter.

Der Pharao:

Du Israelite, deshalb lügst du ja.

Moses:

Ich sprach als einer, der die Menschheit liebt,
der sie dem Untergang entreißen will.
Es gibt in unserm Innern eine Stätte,

darin wir wohnen wie in einem Haus,
nicht mehr Ägypter, nicht mehr Israelite,
nur Brüder, die sich helfen und vertrauen.
Hier müssen wir uns treffen, hier verweilen,
hier uns versöhnen. Hier erkennen wir,
daß wir aus einem einzigen Urgrund stammen.
Von hier aus wirst du auch die Pfade schaun,
die von Ägypten gehn nach Kanaan.

Der Pharao:

Ägypten scheint dir weniger als Kanaan.

Moses:

Wir ziehn nach Kanaan, auf daß ein Bild
für jedes Gottessucherschicksal werde.
Es lebt in uns der ungebaute Tempel,
zu dessen Schwelle alle Völker wallen.
Denn Israel, als priesterlichem Volk,
ist diese Tat bestimmt, nicht nur für sich,
nein zur Erneuerung der ganzen Welt.
Erkenne die Zerbröckelung Ägyptens.
O schäle dich aus diesem Schutt heraus.
Wenn du Ägypter bleibst, verdirbt dein Volk,
dein Weib, dein Kind, du selbst. — Doch du verstehst
mich nur, wenn du den Trieb zur Gottheit hast.

Der Pharao:

Eins, was du sagst, ist wahr, doch falsch gedeutet:
Wir haben den Zusammenhang mit Gott
verloren, selbst der König trinkt nicht mehr
den Strom des Geistes, der den Vätern floß.
Jedoch, das ist ein Zeichen, daß die Götter

die Macht in meine eignen Hände legten.
Sie zogen sich zurück und übergaben
die Herrschaft mir, weil ich die Kraft besitze,
auf mir allein zu baun und zu beruhn.

Die Gattin:

Ach Herr, wer kommt des Nachts zu mir und fleht:
O halte mich, o kühle mir die Stirn,
o rette mich vor meinem schweren Alp!
Wer klammert sich an mich und schluchzt hervor:
Was ich in heller Tagesstunde denke,
verwüstet nachts die Seele grauenvoll,
die Taten, die mein Trieb zu tun befiehlt;
sie werden in der Traumeswelt zu Tieren,
die stürzen sich auf mich mit wilder Wut!
Wer schreit da weh die ganze Nacht hindurch?
Ich soll dich retten, ach ich kann es nicht,
denn ich bin selber ohne Halt wie du.
Mein eignes Seelenland ist wie das Nil-
Gebiet bedeckt von garstigem Ungetier,
dann wiederum vom Hagelschlag getroffen,
oder in tiefste Finsternis versenkt.
— Nun schickt die Gottheit Moses, uns zu helfen.
Bist du nicht hilfsbedürftig?

Der Pharao:

Wär ich's auch,
ich würd' nicht Hilfe nehmen von dem Knecht.
Jedoch, ich bin's nicht mehr, seit ich erkannt,
daß diese Qualen eine Prüfung waren,
ob ich allein auf mir bestehen kann.
Und auch der Trug von Moses kam an mich

heran, um mich in mir zu festigen.
Warum soll ich den Menschen plötzlich trauen,
und gar noch Menschen eines andern Stammes,
in denen Not auf jedes Mittel sinnt,
sich zu befrein? — Ich kann nur mir vertrauen,
in mir allein muß ich die Wahrheit finden.
Die Götter wollen das vom Pharao.
Sie selber haben mich zum Gott gemacht!
Moses erkannte dies, da graute ihm
vor meiner Größe und er wollte fliehn.

Moses:

O König, glaube mir, die einzige Größe,
die du dir noch erringen kannst, ist die:
In Israel das Heil der Welt zu sehn
und uns zu lieben. Dies allein ist Rettung.
Wer solche Liebe nicht erlangen kann,
der trägt den Tod in sich, der sammelt schon
Verwesung an. — Wenn du uns ziehen läßt,
so zeigst du solchen Glauben an den Geist,
daß du dich deinem niedern Selbst entreißt,
und hoch emporgetragen, deinem Volk
ein hehres Vorbild wirst. Dann wächst du über
dein Land hinaus, das unterganggeweihte,
und steigst aus der Vernichtung von Ägypten
als Einzelner erneuert wieder auf.
O sieh dich sterben, sieh dich wiederkommen,
nicht als Ägypter, nicht als Israelite,
als freier Mensch, der in der Gottheit wurzelt.
Bis dahin werden viele Völker sinken.
Der Einzelne, er lebt, wenn er sich will

als Kind der Gottheit, deren Name ist:
Ich, der Ich bin und war und werde
— Jahve —

Der Pharao:

Dich wehrlos machen, das ist meine Pflicht,
die einzige, die meine Brust jetzt fühlt,
austilgen euren Namen ewiglich.

Moses:

Du tilgst dich selber aus.

Der Sohn:

O Vater!

Der Pharao:

Schweig.
Ich wahre dir das Erbe deiner Ahnen.

Moses:

Dies Erbe bringt kein Heil für deinen Sohn.
Er geht den Gang, der deinem Volk beschieden.
Du bist an seinem Untergange schuld.
Du bist ein Hemmnis für die ganze Welt.

Der Pharao:

Ich werd' dich töten.

Moses:

Töte mich, wohlan,
dann werb' ich bei den Toten noch für uns.
Es tritt die ganze Geisterwelt heran,
die Götter aller Völker, die noch Zukunft

in ihrem Schoße tragen, scharen sich
um mich und heiligen den hohen Plan.
— Du aber rührst den Höllenabschaum auf.

Der Pharao:

Ich will dich peinigen, dich und dein Volk,
bis auf das Blut.

Zu den Ägyptern im Hintergrunde.

Faßt ihn und führt ihn fort.

Es geschieht.

Der Pharao läuft zornig auf und nieder.

Vierte Szene

Der Sohn stand gegen das Ende der Szene, von einem inneren Erlebnis ergriffen, heftig bewegt da, in Gebärden darstellend, was er nun erzählt.

Der Sohn:

Als du, o Vater, Moses fesseln ließest,
sank eine schwarze Wolke auf mich nieder,
und aus der Wolke fielen Felsenblöcke
mit fürchterlichem Krachen auf mein Haupt.
Es zuckt' um mich der bleiche Strahl der Sterne,
es stürzt' das Himmelsdach zerstückt herab.
In meinem Graun rief ich die Ahnen an,
und sie erschienen blaß und schemenhaft
und konnten nicht das Sterben von mir nehmen:
Ich spürte schon Verwesung auf dem Mund.
— Da rief ich Moses! Und das Bild entschwand.
Süß strömt das Leben wiederum in mich.
Ja Moses ist's, der mich errettete.
Ihm danke ich mein Dasein.

Der Pharao:

Nenn ihn nicht.

Der Sohn:

Kannst du dich nicht in seine Seele fühlen,
die herrliche, spürst du die Kräfte nicht,
die uns zur Gottheit reißen, mächtigen Flugs,
im Fluge alle Menschen einigend? —
Ihm werde ich mein ganzes Leben weihn!

Der Pharao:

Du willst den Untergang Ägyptens!

Der Sohn:

Du
den Untergang der Welt!

Der Pharao:

Hebt seine Hand zum Schlage. Beide stehn sich eine Weile drohend gegenüber.

Der Sohn

verhüllt sein Haupt und flieht hinaus.

Der Pharao:

Er liebt mich nicht.

Fünfte Szene

Der Pharao

zur Gattin:

Du bleibst mir noch. In dir ist Trost und Traum,
in dir find' ich die Herrlichkeit Ägyptens.

Die Gattin:

Ich sinne deiner Liebe nicht mehr nach
mit Freude. Sie erfüllt mich nur mit Angst.
Sie wandelt sich in der Erinnerung
zu etwas Schrecklichem, es schleichen sich
in die Liebkosungen Gebärden ein,
zerstörerische, die mich wertlos machen.
Ich wußte nicht, warum ich früher oft
so traurig war. Jetzt lese ich den Grund
in dir. In den Gebärden steht's geschrieben.
Du kannst nicht mehr allein mit dem Gedächtnis
von deinen Missetaten sein und fliehst
zu mir und willst bei mir Vergessen finden;
du forderst Liebe, reißest sie an dich,
verwandelst sie in dir zu Todeskraft,
zerstörst mit ihr. Das will ich nicht. Du sollst
nicht Kräfte des Verbrechens bei mir holen.
Du möchtest, daß ich sinke so wie du
und die Verwesung einzieht in mein Herz.
Ich fliehe, um mich dessen zu erwehren ....

Der Pharao:

Du wendest deine Liebe von mir fort?

Die Gattin:

Wenn ich dich weiter liebte, würde ich
zum Geist des Untergangs.

Der Pharao:

So redet Moses.

Die Gattin:

Er zeigte mir das Ziel der Welt. Von ihm
empfing ich Kraft, die mich dem Tod entreißt,
trät dieser mir im Gatten selbst entgegen.

Der Pharao:

Nun bin ich ohne Liebe.

Die Gattin:

Liebe find'st du,
wenn du in mir empfindest jene Kraft,
die ich besitze, seit ich Moses sah.

Der Pharao:

So liebst du ihn.

Die Gattin:

Das Leben, das er gab,
das will ich lieben, denn es macht mich gut.
In Moses ist mein Wesen so geborgen.
Ich liebe dich, wenn du wie Moses bist.
In ihm allein ist Größe, Hoffnung, Heil.
Du kannst dich nur von deiner Qual und Schwäche
erretten, wenn du ihn zum Führer nimmst,
indem du auch durch Liebe Zutritt suchst
zu seinem Geist und so die Möglichkeit
erlangst, von seiner Kraft berührt zu werden
und dich mit ihr von neuem aufzubaun.
Glaub mir. Ich tat es schon. O tu gleich mir.

Der Pharao:

Groß ist es, auf sich selber zu beruhen.

Die Gattin:

Du weißt es, daß der Weg durch Moses geht,
und weißt, es ist der einzige Weg, und siehst
das Ziel und siehst die Menschheit schon gerettet.
Wenn Gott durch Moses spricht, wie könntest du
dich seiner anders wehren als durch Liebe?
Und dennoch läßt du ihn in Fesseln schlagen?
O gib ihn frei.

Er verneint.

Dann lieb' ich dich nicht mehr.

Der Pharao:

Groß ist es, keine Liebe zu begehren.

Die Gattin:

Siehst du denn nicht, daß du nur groß sein kannst,
wenn du den Größern suchst, und daß dein Neid
dich immer mehr dem Nichts entgegenführt?
Im Moses fließt die Kraft vom Lebensbaum.
Sie nährt Jahrtausende, du hemmst sie nicht.
In ihm ist Licht, in dir . . .

Der Pharao
drohend:

Was ist in mir?

Die Gattin:

Der allerletzte Kohlenrest der Welt.
In seinem Wirbelwind muß ich ersticken.

Sie flieht.

Sechste Szene

Der Pharao

allein:

So bin ich denn allein, so haben denn
die Worte Vater, Gatte keinen Sinn.
Sie sind erlogen. — Wenn es nun im Wesen
des Lebens liegt, daß alles Lüge ist . . .
Und wenn es keine Einheit gibt mit andern . . .
und kein Vertraun und alles Dunkel ist . . .
Und alle Worte, in die Nacht geworfen,
sie zu erhellen, mich nur blenden wollen . . .
Feindschaft soll herrschen zwischen Mann und Weib,
Zwang zwischen Herr und Knecht: so tönt das Dunkel.
Du bist es, Moses, der mein Sein zerstört,
der meinen Sohn zum Vaterhaß verführt,
der meinem Weib die Liebe zu mir stiehlt.
Du gießt geheimes Gift in meine Seele,
sagst dann: Ich trüg den Tod in meiner Brust.
Du tötest. — Doch ich töte dich zuerst.

Er versinkt in sich.

Das Denken macht mich matt, es ist zerstückt,
es weiß nicht mehr wo halten, es zerstiebt . . .
ich bin nicht ewig, ich bin leer und arm,
ich bin von den Gestirnen ganz verlassen.
Wohin ich schau, von nirgends kommt mir Kraft.
Du, Moses, gabst mir diesen Blick. Durch dich
schau ich in mich, du lehrst mich selbst betrachten,
und was ich seh, ist Ohnmacht. — Bin ich das?

Er seufzt.

Horch. — Kann man jemand lieben, dessen Stimme
wie meine klingt, so leer, wer könnt' mich lieben?

Mein Weib? Das wäre gar nicht Weibesart.
Ach, sie verachtet jedes Wort von mir. —
Mein Kind? Es blickte in das Nichts hinein.
Ich bin allein und auf mich selbst gestellt,
und dieses Selbst ist öde, finster, nichts. —
O Schwermut, undurchdringliches Gebild,
hintaumelnd auf der tiefsten Region,
einsaugend jede Dunkelheit, wohin
bin ich durch dich gekommen, ach wohin?
Und alle Wesen schleppen gleiche Last.
Ist dies nicht Grund, die ewige Nacht zu glauben
und Aug und Ohr zu schließen, nichts zu wollen
und nichts zu hoffen, nichts zu sein. — O wie
die Schatten sich nun sammeln. Grauser Schlund.

Es wird dunkel. Die Nacht verschlingt das Innere des Hauses.
Doch ist die Finsternis nicht gleichmäßig. Einige schwarze Gähnungen heben sich besonders, wie höhlenartig, wie bewohnt heraus.
Es ist, als täten sich Abgründe auf.
Ein Donnern wie von einem Wettersturz entsteht.
Der Pharao steht festgenagelt.
Die Sphinx erscheint von einem fahlen Licht umblitzt.
Sie ist eine Zusammensetzung von Löwe, Adler, Stier,
nach vorne Mensch, nach hinten Wurm
Sie bewegt sich auf den Pharao zu, stürzt sich in
sein Inneres und verschwindet.
Er schreit furchtbar auf.

Hu — Huuu — was ist dies? Tier? Der Tod im Tier?
Das lebt in mir, das fühlt und will in mir,
das schwillt in mir zur Riesengröße an
zum All empor, es sperrt den Rachen auf
und es verschlingt die ganze Welt. — Hu — Huuu . . .
Ich bin es selbst, ich Nilgeborener,
es reißt mich abwärts, Weib und Kind und Volk,

zum Abgrund hin, ich finde keinen Halt.
Hu — Huuu, Hu — Huuu, Hu — Huuu, Hu — Huuu...
Weh, weh vor mir. O Moses, komm und hilf!

Moses

erscheint als geistige Gestalt im purpurnen Priestermantel.

Der Pharao:

Besieg in mir das schreckliche Gespenst.
Ich bin zu schwach. Errette mich vor mir.
Es schwirrte wie die Stimmen eines Volkes
um mich und schrie: „Es geht die Welt zugrund —
durch mich, sie lebt in mir zum Wurm hinunter.
Ich habe keine Kraft, weiß keine Lehre,
find' keinen Willen, der es hindern kann,
ich sinke, sinke, sinke — halte mich —
o Moses — schütze mich und kämpf' für mich.

Moses:

Nicht ich, nein jene Kraft, die mir befiehlt,
die Wandrung in die Wüste zu beginnen.
Sie ist es, die dich von der Sphinx erlöst.

Der Pharao:

Weh! deine Nähe bringt mir das Gefühl,
daß ich des Todes bin, nur deutlicher.
Ich spüre deine Stärke und ich spür'
die eigene Verwesung um so mehr.
In deinem Aug ist Gottes Sehertum,
in deinem Denken Taten der Gestirne,
in deinem Fuß Gottsuchersicherheit.
Ich aber, ach, bin nichts, mich schleudert es
tot auf die tote Erde hin.

Moses:

Die Sphinx
in dir, nicht du bist unterganggeweiht.
Sie ist die Einheit aller Erdentiere
und suchte dich, in dir sich zu begreifen,
um so durch dich zu Gott zurückzukehren.
Du ziehst die ganze Welt zu Gott empor
oder zum Abgrund hin, und du mußt wählen.

Der Pharao:

Was soll ich tun?

Moses:

Ich schau in Kanaan
die Kräfte schon, die Sphinx bezwingenden.
Der Sonnengeist allein kann dich befrein.
Zwar wohnt die Gottheit auch im Pflanzentum,
doch schlafend, unbewußt und ohne Willen
und sucht von sich aus nicht das Menschenherz:
So bleibt die Welt für ewig unerlöst.
Der Mensch muß sich aus seinem eignen Willen
wie eine Pflanze in die Wüste setzen.
Jetzt kannst du's nicht und keiner kann's durch sich.
Wir müssen erst die Macht dazu empfangen
vom Sonnengeiste, der herniedersteigt.
Dann werden wir durch ihn zu Gotteskindern.
Und leuchtend, duftend, tönend wird die Erde,
ein Liebesstern, des Weltalls süßeste Lust.

Der Pharao
da Moses leuchtender erscheint:

Was ist es, das so glänzt auf deiner Brust?

Moses:

Die Namen der zwölf Stämme Israels,
gegraben in das edelste Gestein.

Der Pharao:

Was ist es, das du trägst auf deinem Haupt?

Moses:

Den Hut des Herrn und seine Herrlichkeit.

Der Pharao:

Was strahlt dein Angesicht?

Moses:

Es strahlt von Gott.

Der Pharao:

Jetzt erst erkenne ich den Gottgesandten.
Und jetzt begreife ich die Tat, die kommt,
daß einst der Sohn der Sonne niedersteigt,
zu wohnen in dem Leibe eines Menschen,
der einem starken Stamm entsprossen ist,
und daß das Volk, das er sich auserwählt,
durch eine lange Wüstenwanderung
geläutert und geheiligt werden muß.
Auf deinem Priesterkleide steht geschrieben:
Du sollst dein eng ägyptisch Wesen opfern
dem Sohn der Sonne, der die Völker eint.
O Moses, Schauender der neuen Zeit,
Du Vorbereiter, Führer, nimm mich an,
denn ich will anders werden, ich will leben,
wie das Gesetz, das du empfingst, gebietet,

ich weiß, ich kann das Nachtgespenst in mir,
das meine Seele unterjochen wollte,
besiegen, kann es selbst vergöttlichen.
O Tat der kommenden Jahrtausende!

Moses:

Du läßt uns ziehn?

Der Pharao:

Ich segne euren Weg!

Vorhang

Zweiter Akt

Erste Szene

Das Totenfeld zu Sais, eine Ebene mit Backsteinen übersät. Abgestuftes Wüstengelb.
In der Mitte eine Pyramide. Davor der Pharao, ihm zu seiten Gattin und Sohn.
Im Hintergrunde niedere Sandhügel, das Volk der Ägypter verbergend.
Israel steigt aus dem Proszenium empor, zum Auszuge bereit, als Gottesvolk gekleidet, unter starker, heiterer, geordneter Musik, Jahve preisend.
Moses an der Spitze.

Moses:

Ein ungeheures Antlitz schaut vom All
auf uns herab und nährt uns mit dem Licht,
von dem es strahlt, und in den Strahlen sind
die Ahnen: Joseph, Jakob, Isak, Abraham
und Adam. Dieser liegt am Herzen Jahves.
Durch unsere Stämme strömt die Gotteskraft.

Zum Pharao

Kaum hatte ich zu Israel gesprochen,
was Jahve mir befahl, so war ein jeder
von Seinem heiligen Weltenplan erfüllt.
Die Stämme stehen wie das Sternenheer

in unerbittlicher Notwendigkeit
zum Gang bereit. O anders schreiten wir
und anders atmen wir und jauchzen wir.
Vor unsern Augen wogt nicht mehr die Angst,
der Wirbelwind, der in sich selber kreist.
Das Antlitz, das auf uns herniederschaut,
hat uns geeint. O Brüder jauchzet: Jahve!
O werfet euch an Gottes Mund empor.

Die Israeliten strecken jubelnd ihre Arme in die Höhe.

Moses:

Durch diese Küsse sind wir Gott geweiht.

Der Pharao:

Ich bleib bei meinem dunklen Volk zurück.

Er setzt sich nieder und fällt in düsteres Nachdenken.
Die Gattin und der Sohn schreiten auf Moses zu.

Der Sohn:

Wie strahlt dein Volk! Wie anders ist es doch
als die Ägypter. Siehe wie sie schleichen
dort um das Denkmal der Vergangenheit
in niederm Tun, anstatt im Weihetanz,
es sind nur Larven, die Verwesung nährt.
O Moses, ohne dich wär ich wie sie.
— Ich lebte in der Qual der niedern Sehnsucht,
dem Trieb nach abwärts, und entrann ihm nur,
wenn ich mich selbst vernichtete. Ich litt
unsäglich so, ich achtete mich nimmer,
weil es mich zu so dunklen Stätten zog.
Da kamest du und rissest mich empor,
und ich fand Halt an deiner starken Brust.

Du zeigtest mir den Weg zur Sonnenkraft.
Jetzt konnte ich die Menschen, die ich sonst
mit meinen Trieben abwärtszog, erziehen.
Ja erst durch dich steh ich als Herrscher da.
Und was ich trage an ägyptischem Wesen,
ich schau in ihm nichts weitres als den Hinweis,
was alles noch verwandelt werden muß.
Nun wächst die Kraft empor. — Und meine Freunde,
Ägyptens Erstgeburt, glaubt auch an dich,
und alle danken dir, du bist ihr Führer,
sie schaun auf dich helläugig wie Gazellen.
O herrlich, Moses, ist die neue Jugend,
so unerbittlich gegen dunklen Trieb,
ihn richtend, scharfen Schnitts, und unermüdlich
in Übungen zu höherer Verwandlung.
Wir bauen unser Wesen anders auf.
Wir lieben uns ja nicht, so wie wir sind.
Wir wollen schärfere Augen, straffere Muskeln.
Wir wollen wie die Israeliten sein.

Die Gattin:

Du gehst, mein Tröster, dessen Kraft ich fühlte
wie Baumeswachstum; dessen Denken mich
erfrischte wie der Anblick grüner Aun.
O großer Lehrer, schwer wird mir der Abschied.
Ach könnt ich mit dir ziehn. Ich bin so traurig.
Ich werd' es ewig sein.

Der Sohn:

Sei stark.

Die Gattin:

Ich will.

Zu Moses

Dein Bild in mir sagt, wie ich werden soll.
Das ist genug. Das ist ja höchstes Ziel.
Ich darf doch immer deine Schülerin sein.

Zum Volk

Ihr geht, und wie ihr geht, so seh ich erst,
ich lieb euch sehr, ihr seid so stark und still,
o blaue Leuchte-Augen, lebet wohl.

Zu Moses

Wie hast du doch dein Volk so hehr gemacht.
Ich sehe dich in jedem.

Moses:

Gott in uns.

Die Gattin:

O Gottesvolk, du trägst in dir den Leib,
durch den der Sonnensohn erscheinen wird,
du gehst, ihm eine Stätte zu bereiten.
Ich seh das Land vor mir, in das ihr zieht
und das ihr schon in eurem Herzen tragt.
Ich schaue in dein blaues Aug hinein:
Licht-Fülle seh ich, unermeßliche,
auf Wald und Weinberg und auf weißer Stadt,
auf Wiesenmulden voller kleiner Seen.
Ich sehe scharfgezackte Bergesspitzen.
Ich fühle mich von andrer Luft umweht.
In diesem Lande wandelt ihr umher,
die Seelenkämpfe in der Brust verklärt.
Und wenn ihr von dem Gotteslauf ermüdet

hinsinkt, so spüret ihr ein leises Sickern,
und wenn ihr hinlauscht, tönt's wie Melodie,
und Gottes Worte fallen von der Höh
hernieder in das süß erregte Herz.
Lebt wohl, Lieblinge Gottes, lebet wohl.

Moses
zu seinem Volk:

Der Tag bricht an. O Israel, steh auf,
erhebe deine Stimme, preis' die Sonne,
die Führerin, die uns die Länder weist,
die sie am liebsten hat, sie fand für sie
den süßsten Kuß. — Lebt wohl.

Israel:

Lebt wohl, lebt wohl.

Die Gattin
zum Pharao:

O senke nicht das Haupt, du Darbender,
sie kehren wieder, und sie bringen uns,
was sie erobert.

Der Sohn:

Nicht ein jeder kann
Eroberer sein, nicht jedes Volk ist stark
und hart und unerbittlich gegen sich.
Nicht jedes Volk gibt alles hin für Gott.

Der Pharao
erhebt sich plötzlich:

Der Tag bricht an. Er macht mich wieder stark.
Die Kraft der Erde fährt in meine Glieder.

Wie konnt ich diesem Arme nicht mehr traun?
Wie konnte ich dem Alp der Nacht erliegen?
Ich schlief, ich träumte, und im Traume ließ
ich fremden Willen in den eignen strömen.
Ich lebte in den Zielen eines andern.
Sein Volk erschien mir herrlicher als meines.
Ich sorgte nicht für meine eignen Kinder,
nein, ich beraubte sie, o schlechter Vater,
dort schleichen sie umher, gedrückt und schlaff,
doch immer noch Ägypter, meine Kinder!
Ich träumte, und der Wind kam von der Wüste
und deckte unsre Städte unvermerkt mit Sand.

Moses:

Nun laß uns ziehn, denn sonst versengt der Geist,
der in uns lebt, euch ganz zu Staub.

Der Pharao:

Zurück!

Von diesem Augenblick verschließe ich
das Ohr für alles Nicht-Ägyptische.

Moses:

Das Feuer, das uns nährt, verzehrt Ägypten.
Du weißt warum. Weil wir auch in der Wüste
auf Jahve baun. Weil wir die Wüste wollen.
Ja wo ihr sterbt, da spricht der Gott zu uns,
und wo ihr schwach seid, da ist unsre Kraft,
und wo ihr euch verirrt, da sind wir frei,
und wo ihr Müdigkeit und graue Öde
erlebt, beginnt für uns die Möglichkeit
zu wählen in den unerschöpflichen

Geschenken Gottes — Ihr sinkt hin ins Nichts,
wir aber schauen wie in einem Spiegel
das Wachsen und Vergehen aller Dinge
und wählen uns das Wandellose: Jahve.

Israel:

Jahve.

Der Pharao
drohend:

In eurem Wort und Blick und Schritt ist Kampf.

Moses:

Und Sieg! Wir sind das auserwählte Volk.
Wir leben schon die nächste Weltenstufe,
wir leben sie, und wer nicht mit uns lebt,
sinkt hin. Die Tat, sie ist die einzige,
dem Tode zu entgehn, und wer sich stemmen
und abseits stellen will, zerstört sich selbst.
Denn diese Tat ist Richter der Geschicke.
Sie ist der Maßstab aller Völkerziele.
Es lebt in ihr Jehovas Weltengeist.
Sie ist das Bild von seiner Hand gestellt
in die Vergänglichkeit, daß jeder Mensch
den ewigen Gang der Seele sehen muß.

Der Pharao:

Ich feg das Bild hinweg!

Das Volk der Ägypter hinter den Hügeln anrufend.

Ägypter, auf!

Die dumpfe Masse der Ägypter setzt sich in Bewegung. Sie kommen langsam, mit verhaltener Roheit näher.

Der Sohn:

Du läßt den Völkerteufel los in ihnen,
den Israelitenhaß, der lange schon
den Augenblick erlauert hat, zu wüten.

Die Gattin:

O Pharao!

Der Pharao:

Sie sind die Schmälerer
von meiner Macht. — Ägypter auf! Heran!
zeigt, ob ihr stärker als Jehova seid.
Fallt über sie und richtet ihren Hochmut.
Treibt sie zurück gemäß dem Zorn in euch
zu Gosens Ziegelhütten, zwingt sie dort
den Lehm mit bloßen Fäusten aufzureißen,
die Füße auf den Stoppeln wund zu laufen.
Denn doppelt soll das Maß der Arbeit sein,
damit sie wissen, daß sie Sklaven sind.

Die Gattin
sinkt nieder.

Der Sohn
wirft sich dem Anprall der Ägypter entgegen:

Halt ein!

Der Pharao:

Bist du ein Israelite!

Der Sohn
flehend:

Vater!

Der Pharao:

Zurück! Soll ich sie auf dich selber hetzen?

Zu den Ägyptern

Stoßt jeden nieder, der sich wehrt. Heran!
Fallt über sie! Brav Wolf, brav Leopard.
Ägyptens Zukunft reitet auf dem Tier.
Sitzt fest. Ich will die besten Reiter haben.
Stampft alle in den Grund. Und rennt und rennt.
Das tut mir wohl.

Die Ägypter

stürzen auf die Israeliten und drängen sie in das Proszenium hinunter. Mordgeschrei.

Der Pharao

nachstürzend:

Triumph, mein Volk ist stark.
Ich muß die Seele an dem Siege weiden.

Der Sohn

folgt händeringend.

Die Gattin

sich erhebend:

Ich will von diesem blutigen Mord nichts sehen,
ich will das greuliche Geschrei nicht hören,
ich will zu Gott, vor ihm in Ohnmacht fallen,
vergessen im Gebete, daß ich bin.

Sie eilt rückwärts in hastigem Laufe der Pyramide zu und verschwindet darin.

Zweite Szene

Im Inneren der Pyramide
Dunkelheit. Man sieht nichts als die Linien des Raumes.

Die Gattin:

Osiris, reiße mich aus meinem Leib
hinaus und nimm mich auf in deinen Schoß.
Doch vorher lösch das fürchterliche Bild,
das ich erblickte, diese lauernden
Gesichter, diese sprunggeduckten Nacken,
die Augen funkelnd von der Mordbegier.
O laß es nicht in meinem Innern wirken,
verhindere, daß es mich niederzieht.
O laß mich nicht zu meinen Ahnen kommen
mit solcher Meldung, wische sie hinweg.
Sink nieder, Dunkelheit, nimm mir das Wissen,
daß ich ein Mensch bin von dem Mördervolk!

Sie reckt sich auf, streckt die Arme in die Höh und fällt vornüber.
Ihr Leib bleibt während des Folgenden unbeweglich liegen.
In der Dunkelheit entsteht ein heller Riß, der ein schwarzes, wallendes Meer sichtbar macht, dessen Wellen bis zu der Daliegenden heranspülen.
Am gegenüberliegenden Ufer steht Moses, zwischen den Stämmen eines Doppelbaumes, dessen Äste oben zu einer einzigen Krone ineinanderfließen.
Die eine Hälfte des Baumes erweist sich später als rot, die andere als blau. Vorerst aber ist alles dunkel und silhouettenhaft.
Aus dem Meere wird die Sphinx geboren. Ihr Antlitz, noch schlafend, sehnsüchtig, suchend, läßt erkennen, daß sie das Wesen der Königin ist.

Moses
einen Stab emporhebend:

O steig, Ägypterweib, aus diesem sturm=

durchfegten Meer empor und komm zu mir.
Dein Antlitz rührt mich so, das suchende,
denn schmerzlich sehnend hebt es sich zur Höh,
nicht mehr die Dunkelheit des Abgrunds spiegelnd,
schon Licht, schon süßer Ton, schon Strahlenliebe.
O steig empor zu mir, ich helfe dir.

Gattin-Sphinx:

Ich will nicht in den finstern Fluß zurück,
sein wildes Rauschen flößt mir Schrecken ein,
und seine Wirbel reißen mich dahin.
Ich will hinweg aus diesen Höhlungen.
Das Wasser wird so rot. Auf seinem Grund
erglüht es wie von finstrem Mörderauge.
Ich hör ein Röcheln wie aus Sterbeschlund.
Wie Ströme Blutes sprudelt es herauf.
Was Grausiges geschieht in dieser Tiefe?

Moses:

Es sterben alle Wesen in dem Strom.
Die Nahrung fault, die er den Menschen bringt.
Befruchtung sproßt aus ihm nicht mehr empor.
Es trinkt kein Vogel Labung mehr aus ihm.
Die Fische, die in seinen Wellen spielten,
sie treiben steif dahin, vom Tod gedreht.
Die bleichen Leiber leuchten durch das Rot.
Wir trinken fortan Sterben aus dem Strom.

Gattin-Sphinx:

O warum dies?

Moses:

Das Wasser ward zu Blut.

Ich schlug es mit dem Stab, den ich vom Baum
des Lebens brach. Er tötet, was dem Leben
sich widersetzt.

Gattin-Sphinx:

So bin ich todgeweiht!

Moses:

Wenn du vom Nil allein Genüge willst.

Gattin-Sphinx:

Nein, nein! Mir graut vor ihm. Ich atme schon
Verwesung. — Doch wo soll ich Nahrung finden?

Moses:

Von jenem Baum.

Gattin-Sphinx:

O Moses, führ' mich hin.

Der Doppelbaum beginnt zu erglänzen, durch das Licht, das von Moses ausgeht.

Die Gattin-Sphinx steigt aus dem Meer. So wie sie den Baum erblickt, fängt sie zu tanzen an.

Die ungeheuren Äste strecken sich
bis an das End der Welt. Das Sternenheer
bekränzt die Krone diademenhaft.
In ihrem Laube wird das Licht lebendig.
O Glanz auf diesem Stamm, auf zarter Rinde,
der zu mir niedersteigt. O süßer Ton,
der in dem sausenden Gezweige singt.
Zahllose Geister wohnen in dem Baume,
bereiten Öl für uns aus seinem Saft,
schmerzstillendes, das uns Vergessen bringt.
Ich atme tausendfachen Wohlgeruch.
In seinem Schatten will ich ewig ruhn.

Moses:

O wisse, wer du bist.

Gattin-Sphinx:

Ach wehe mir.

Sie schaut sich an und bricht in Klagen aus.

Ich bin das Tier, das Stromentstiegene.

Moses:

Du trittst zum Baume als Zerstörende,
versengend seine süße Blätterpracht.
Er wird zum knochengelben Baumgeripp.

Gattin-Sphinx:

Du weisest mich mit deinem Stab zurück.
Weh mir, ich bin des Baumes gar nicht wert.
Ich flieh vor ihm.

Moses:

Du bist ihm näher schon.

Gattin-Sphinx:

Ich möchte ganz zu ihm. Was soll ich tun?

Moses:

Verwandle dich.

Gattin-Sphinx:

O laß mich sein wie du,
der du den Baum umschlingst wie einen Freund
und in den Wipfel schaust und mit dem Auge
dir eine Frucht erspähst.

Moses streckt ihr seine Hand, die mit einer Frucht gefüllt ist, entgegen.

Was reichst du mir?

Moses:

Erkenntnis, todbezwingende.

Gattin-Sphinx:

O schwinde,

du Niedriges, du Tötendes in mir.
Hier will ich wohnen, nicht mehr in Ägypten.
Ich weilte in dem tödlichen Bereich
des Königs, deshalb war ich leer, und deshalb
schlich sich der Wunsch zu töten in mein Herz.
So konnte ich zum Tier des Abgrunds werden.
Errette mich, ich flieh zu dir, ich wohne
in deiner Seele, der lebendigen,
von diesem Baum genährten, ewigen,
wie du in der Laubhüttenwohnung Gottes.

Sich zurückwendend.

O Pharao, ich bin die Bessere.

Moses:

Du dringst nicht zu dem Baum.

Gattin-Sphinx:

Ich weiß warum.

Weil ich den Pharao noch immer hasse
und ihm nicht gönne, bei dem Baum zu weilen.
Weh mir, ich selber werd' ihn nie erreichen.

Moses:

Du bist ihm wieder nah.

Die Gattin Sphinx:

Ich liebe wieder.

O nein, ich bleibe keine Hassende.
Der Baum, den du bewachst, er ist mir mehr

als Seligkeit, die sich in sich verschließt.

Sie steht nunmehr an Moses Seite unter dem Baum, die Merkmale der Sphinx sind ganz verschwunden, sie ist Mensch geworden.

Vor Entzücken jubelnd.

O was für Freuden stehen da umher.
O jedes Blatt ist eine andere Lust.
Dies da, ich muß es in die Hände nehmen,
ich muß es leise an die Lippen drücken,
es glänzt und duftet, rollt sich wundersam,
es kam vom Baume, wo die Sterne wohnen,
es hörte da das Rauschen jedes Lebens,
davon bekam es diese schönen Streifen.
Es sagt so viel von Wasser, Luft und Licht,
es weiß das Weltgeschehn. Es fiel herab
als wunderbares Wort grad auf mein Herz.
Der selige Baum!

Sie kniet nieder und blickt empor.

O was erblicke ich!
Im höchsten Wipfel hängt die Mondesschale
von zierlichen Gezweiglein hingeschaukelt,
und in der Silberwiege liegt ein Kind,
so strahlend, daß die Augen sinken müssen.

Sie senkt das Haupt, um plötzlich aufzuschreien.

Weh mir, was schaue ich im tiefsten Schlund.
Die Äste werden leer und bleich und dürr
und ihr Geripp greift bis zum Mittelpunkt
der Erde. Welches fürchterliche Knarren
dringt aus dem Flechtwerk dieser Todesadern:
Es ächzt und stöhnt. Da unten wohnt der Schmerz.
Weh mir, ich seh Kain und seine Kinder
ins starre Klumpenwurzelwerk gebannt,

und fürchterlich, ich sehe meinen Sohn
mit ihnen wandeln, traumversunken, blind,
lauschend dem Wortgezische willenlos.
— Er geht von ihnen weg, mit dunkler Stirn,
weil er von ihnen Rat empfangen hat,
daß er den Vater töte — wehe, wehe.
Halt ein, o steig empor und sieh das Kind!
Er hört mich nicht, er sieht mich nicht, er geht.
Er wird zum Vatermörder werden. Wehe!
Und nimmer wird er in die Höhe schauen
zum Kind empor mit mir, und ewig wird
er sein in Kains finstrer Nachbarschaft,
er wird nie Retter sein, nur dunkler Rater,
nur Abgrundprediger, nur Kains Jünger,
der tötet, um die Qual der Reu zu löschen,
ach nur zu größrer Qual, nur blinder stets,
dem Nichts verfallend. — Weh! Ich muß hinweg,
ich kann nicht mehr in diese Wipfel schaun,
nie, Kind, in deiner Blätterwohnung weilen. Fort,
ich will zu meinem Sohn, ich will ihn retten . . .

Rauschen. Alles wird dunkel. Sie erhebt sich und stürzt aus der Pyramide.

Dritte Szene

Das Totenfeld zu Sais, wie am Anfang des Aktes. Die Gattin stürzt aus der Pyramide. Von unten her, aus dem Proszenium, wo noch das Mordgeschrei ertönt, eilt ihr der Sohn entgegen.

Der Sohn:

Die Israeliten sind zurückgeschlagen.
Auf engem Raume stehn sie eingekreist,

der Tierheit der Ägypter ausgesetzt.
Doch ihre Stirnen bleiben adelig,
und ihre Herrscheraugen strahlen fort,
und ihre Leiber tragen immer noch,
wenn auch von blutgen Striemen überlaufen,
die Herrlichkeit des Alls, das sie erschuf.
— O Qual! wie niedrig ist ägypt'sche Art.
Es juckte jedermann zu hünd'scher Tat.
Die Augen lauerten, die Hände griffen.
Man würgte, suchte ab und schaffte fort.
Es war ein Trichter voller wilder Tiere.
Mein Vater sah's — und hinderte es nicht.
Er hatte vielmehr seine Freude dran.
Und ich stand machtlos da, vom Ekel öd,
gefühllos ganz und selbst zum Zorn zu leer,
bin leer geblieben, schlich dann leer hinweg.

Er hebt den Arm empor.

Ich kann nur eins, wenn ich erwachen will
zur Kraft: — Den Vater, der die Schuld trägt, töten!

Die Gattin:

Mein Sohn!

Der Sohn:

Ich kann nicht anders denken.

Die Gattin:

Wehe!
welch schwarze Wolke rollt auf dich heran!
Du bist von dunklen Geistern aufgestachelt!

Der Sohn:

O Mutter, darf ich denn die Augen schließen,

hingeben mich wie er dem Niedergang,
ägyptische Niedertracht an mir ertragen?
Und sinken, sinken, sinken, willst du das?
Sein Vorbild fordert es von mir.

Die Gattin:

O Qual!

Der Sohn:

Er will mich so, er ruft mich auf dazu.
Drum haß ich ihn.

Die Gattin:

Sei nicht der Jünger Kains.

Der Sohn:

Ich seh im Vater nichts als finstres Feuer,
sich selbst verschlingend, giftige Dünste sendend,
nur Gottes Zorn, statt Wahrheit, Zukunft, Zielen.

Die Gattin:

Die dunklen Triebe von Ägypten sind
von ihm zu dir gelangt.

Der Sohn
sich besinnend:

Mit welchem Blick
schaust du auf mich? — Ich glaub, du hassest mich.

Die Gattin:

Ich seh an dir, was mich an ihm so quält.

Der Sohn:

O grausam! was du sagst, ist wahr. — Ich hasse

und fürchte ihn und möchte vor ihm fliehn,
und dennoch such ich ihn im Innersten
und strecke meine Arme nach ihm aus,
da schleppt er mich in schwarzen Sumpf hinweg.
— Ja du hast recht, ich hasse mich in ihm.
O könnt ich mich doch von mir selbst befrein.
Ich lieg in dunkler Höhle eingeschlossen
und große Ratten fallen über mich.

Die Gattin:

Das ist ein Bild von deinem Herzensgeiz.

Der Sohn:

Ich weiß, die Götter haben mich verlassen,
und was ich fühle, denke, will, es kann
mich nicht mehr mit dem Weltengrund verbinden,
es reicht vielleicht hinauf zur Mondenschlacke,
doch die ist tot und sendet Tod herab.

Die Gattin:

Nur eine Rettung gibt es vor dir selbst!
Du kennst sie schon, es ist die Weisheit Moses:
Du mußt dein sterblich Ich an jenen Kräften,
die er am Horeb fand, vergöttlichen.

Der Sohn:

Ach diese Kräfte zeigten mir gerade,
wie fürchterlich des Vaters Wesen wirkt.
Aus Seelen, wie die seine, die kein Bild
in sich erlebt, als nur Zertrümmerung,
als Ungeziefer über ödem Feld,
kann nichts ersprießen, keine Heiligtümer,

mein Inneres befruchtend und befreiend,
kein Mittel, um den Seuchen zu begegnen,
noch Waffen, um die Grenzen zu beschützen.
Ägypten muß zur Totenkammer werden
der ganzen Welt, wenn er in sich beharrt.
— Ich sah es, ach, ich wollte es nicht sehn,
es schien mir ein Verbrechen, es zu sehn,
da ward mein Schaun zum Schmerz. Ich bin gelähmt.

Die Gattin:

Ich höre Moses wieder, wie er sagt:
Wirk' auf den Vater und errette ihn.

Der Sohn:

Ich wollte es. Als ich mich nicht mehr hielt
zu reden, hob er drohend seine Hand.
Wie kann ein Sohn dem Vater Lehrer sein!

Die Gattin:

Mit Scheu und Scham.

Der Sohn:

Rat mir, was soll ich tun?

Die Gattin:

Statt ihn zu hassen, hassen was in dir
so Hassendes zu ihm sich regen will.

Der Sohn:

Viel muß ich dann von meinem Wesen hassen.

Die Gattin:

Auch mir wird's schwer, sein Antlitz anzuschaun,

das grausamer stets wird von Stund zu Stunde,
und seiner Stimme zuzuhören, die
sich immer mehr verhärtet, die nichts mehr
in ihrem Klange gelten lassen will . . .
Ich muß mein Schaun und Hören fast zerstören,
wenn ich die Angst vor ihm bezwingen will.
Selbst meinem Denken darf ich nicht mehr glauben,
wenn ich ihm weiterhin vertrauen will.
— Doch hab ich immer meine Liebe noch,
und diese Liebe muß ihn anders machen,
sie muß für mich das einzige Wollen werden,
das ist das Schicksal, das mir zugeteilt:
Stets sterben, wenn es mich zu hassen treibt,
und erst zum Leben wiederum erwachen,
wenn mich die Liebe dazu auferweckt.
Sie lebt in mir. Sie macht ihn groß und gütig,
und wird er's nicht, so ist das meine Schuld.
Ich will vertrauen, morgen ist er schon
ein anderer, und daß er's heut nicht ist,
liegt sicher nur in meinem Nichtvertrauen.
Ich sah es oft in seinem Innern dämmern.
Sein Auge würde sich geöffnet haben,
hätt' ich ihn nur ein wenig mehr geliebt;
jedoch ich schaute ihn mit halbem Blick
von seitwärts hassend und verächtlich an,
nicht er, nein ich bin schuld, wenn er geworden,
wie er nun ist. Ich schau mein Leben rückwärts:
Mein lieblos Wesen hat ihn so gemacht,
stieß ihn stets weiter auf dem Unheilsweg,
bis daß er liegen blieb. Drum straft mich, Götter,
laßt mich für meine Seelenarmut leiden.

Der Sohn:

Ich will versuchen, so wie du zu sein.

Vierte Szene

Der Pharao

emporsteigend:

Ich seh in meinem Geiste vorgebildet
ein ungeheures Netz von Tat und Untat
des Menschentums, ins Leere ausgespannt:
Zuletzt geht doch die Welt ins Nichts zurück.
Das sagt die Wüste meines Inneren.
Ich weiß, die Götter haben mich erwählt,
das Nichts hineinzugießen in das All.
Hier in der Brust ist dieser Gang ins Dunkel.
Hier gähnt es leer dem Weltensein entgegen.
Hier schau und denk und will und muß ich Tod.
Dies ist die Wahrheit. Dies erdröhnt in mir
als fürchterlicher Donner Tag und Nacht,
zahlloser Welten, die zusammenstürzen.
In dieser Wahrheit ist allein Erlösung.
Und keiner andern darf ich mehr vertrauen.
Wirf deine Leiden in das Nichts hinunter,
es schlingt sie ein: der grauenvollste Schrei,
enthüllend schauerliche Untat, sinkt
ins Leere, lischt, kein Echo klagt mich an.
Drum komm zu mir, o Welt, ich bin Erlöser,
wirf dich an meine Brust und werd' zu nicht'.
Die Lust, das Leid, Begier, Geburt und Tod,
was jenseits davon liegt, es schwindet hin.
Und jedes Wollen war ein Weg ins Leere.

Ich seh den Plan, wonach die Welt vergeht,
genau vor mir. Ich führ' ihn selber aus.
Das Leben in Ägypten weist dies Ziel.
Wir schufen unbewußt hin auf das Nichts,
von Gott dazu getrieben, der bereut,
daß er die Welt gebar, und sie verflucht.
Ich bin sein rechter Schüler und Prophet.

Die Gattin:

Durch deine Rede spricht ein finstrer Geist.
Ich sehe ihn: Er sitzt auf einem Meer
voll dunkelroter Glut und gießt in dich
Sehnsucht nach Tod und Trieb nach dunkler Tat.

Der Sohn:

Dein Denken ist ein Schwarm von Heuschrecken.
Sie nahen sich mit fürchterlichem Zischen.
Mit Tod gestachelt fahren sie einher.
In dichter Wolke sinken sie herab
auf meiner Seele grünes Saatenland.

Die Gattin:

Das Ungeziefer weicht durch Gottes Wort.

Der Pharao:

Das Gotteswort tönt Weltentod in mir.

Die Gattin:

Dein Unvermögen, Moses zu vertrauen,
es spricht so deutlich, daß du unrecht hast.
Gerade die Verwesung in uns sagt,
daß er der gottdurchdrungne Retter ist.

Und unsre Schmerzen, sie verkünden nur
ein Neues, zeigend den Zerfall des Alten.
Ist nicht die Angst, die Qual, das Sterbenwollen,
dies Klammern an das Schwindende, verächtlich!
Du weißt es ja, der Geist kann sich nur nähren
von Gott und dennoch ... dies ist Mord und Selbstmord
Die Tat von Moses ist Osiris Wort
ins Irdische gesetzt, der Weg zu ihm,
und wer sich gegen das Gesetze stemmt,
muß untergehn — es ist die einzige Rettung.

Der Pharao:

Und wenn ich diese Rettung gar nicht will,
und wenn ich leben will in ewiger Qual,
und wenn ich liebe, was mich abwärts führt,
und triumphiere, daß die Welt verwest ...
ich lächle, da ich schaue, was ich weiß,
das ist und war und nimmer anders wird
und das heißt Tod. — Denn daß mein Sohn mich haßt
und daß die Gattin mich verachtet: Dies,
ohne daß sie mich kennen, zeigt mir doch,
wie sich erfüllt das ganz gemeine Schicksal
von jedem, der da Vater, Gatte, Mensch ...
Ja Mensch, du gehst dem allgemeinen Kriege,
dem Weltenuntergange zu, dem Nichts.
Und diese Erdenschicksalsmauer steht
nicht nur vor mir als einem Einzelnen,
nein, sie ist Menschheitslos, das niemand bricht.

Der Sohn:

Es ist nicht wahr, daß ich dich hasse, Vater.
Auch habe ich Ägypten gern wie du,

so sehr, daß ich die Schmerzen sammeln möchte,
die ihm bereitet sind durch deine Taten.

Der Pharao droht.

Ich kann die Wahrheit nicht mit Worten sagen,
du nennst sie töricht, strafst mich wie ein Kind,
ich muß sie offenbaren durch mein Tun,
indem ich einsam werde, still und todestraurig,
indem ich alle Leiden, die dein Tun
Ägypten bringt, am eignen Leib erlebe.
Ich weiß, du liebst mich noch, drum will ich leiden,
bis deine Liebe, die du hegst zu mir,
erkennt die Wirkung deines Tuns auf andre.

Er zieht sich vor dem Zorn des Pharao zurück und setzt sich abseits in Schmerz versunken nieder.

Die Gattin

den Pharao flehentlich umarmend:

Besinne dich um meiner Liebe willen.
Dies Schaurige in dir vernichtet sie.
Sinnlosigkeit befällt mich, sprichst du so.
Angst fließt durch deine Worte. Aus dem Feuer,
das sie durchströmt, entsteht Verbrechertat.
Durch deine Rede sprach der Fürst des Todes.

Der Pharao:

Was sprach er denn? Er spricht: O gib dich hin
in Selbstverlorenheit, verlisch und stirb
in süßer Liebesohnmacht . . .

Die Gattin:

Fort von mir.
O Qual, wie ich die guten Kräfte steigere,
vermehrt sich nur der Dämon meines Gatten

und wütet und verkrampft sich in dem Nichts.
Zerrütteter und Ungezügelter,
dein tödlich Wesen zieht auch gegen mich.
Du willst das Göttliche in mir zerstören
mit deinen niederziehenden Gebärden.
Ich fühle darin Schadenlust. Hinweg.
Ja, du verwandelst Licht in Dunkelheit,
Wahrheit in Wahn und Gott ins Welten-Nichts.
Dein Wollen ist Vernichtung anderer.
Ein Odem der Verwesung weht heran
von dir, als wärest du dem Grab entstiegen ...

Der Pharao:

Du liebst mich nicht, du hassest mich zum Tod,
und deshalb findst du auch den Tod in mir,
in deinem Herzen bin ich schon gestorben.
— In mir jedoch ersteh ich neu. Herbei,
was meine Lebenskräfte stärkt, (rufend) heran,
Ägypterinnen, tanzt und kost mit mir
und gebt mir Lust, um Israel zu quälen.

Die Gattin
hängt sich wieder flehend an ihn:

Dein Tun ist Schmerz, der sich vergessen will,
doch solch Vergessen bringt nur größre Qual.
Der Schmerz hat einen Sinn, er kommt zu warnen,
er will dir Wege weisen, will dir sagen,
daß du der Liebling Gottes bist, noch immer.
Gott kann nicht anders sprechen als durch Schmerzen,
sie sagen: Folgst du dieser Warnung nicht,
so wirst du schwach, so kannst du nicht mehr folgen ...

Der Pharao
stößt sie hinweg und ruft von neuem:
Heran, heran!

Fünfte Szene

Die Ägypter und Ägypterinnen laufen von allen Seiten regellos herbei und springen tanzend durcheinander.

Der Sohn
steht auf und wendet sich zum Pharao:
O bist du so verstockt,
daß die Vertierung deines Volks dich freut?
O siehst du nicht, was du in ihnen weckst,
was Scheußliches in diesen Stirnen schläft?
Die Lippen warten schon, um zu zerfleischen,
sie sprechen nicht mehr Gottesworte aus.
Das Aug vergißt, daß es vom Licht geformt,
Osiris Kraft, der allerhaltenden,
ist nun zu töten da mit seinem Strahl;
der Leib voll Gier, die wie die Schlange schleicht.
Sieh doch die Schnauzen, Rüssel, Wackelköpfe.
O dulde nicht das greuliche Gaukelspiel.

Der Pharao
mischt sich unter die Tanzenden.

Die Gattin
für sich:
O was für Qualen müssen da noch kommen,
wenn sich der Sinn des Königs wenden soll!

Der Sohn
für sich:
Ach, seinen Wahnsinn heilt allein der Tod.

Die Gattin:

Mein Kind, was sinnest du?

Der Sohn:

Nicht schlimme Tat.
Die einzge, die Ägypten retten kann.
Ich ziehe alle Leiden, die sein Tun
verschuldet, auf mein eignes Haupt herab,
daß er durch dieses Bild die Wirkung sieht
von sich, im Anblick eines Sterbenden.
Es kommt die Stund', wo er das Bild des Todes
verwandeln möchte, denn er liebt mich noch.
Dann wird er mich in jedermann erblicken,
er weiß es ja: Ich hab für euch gelitten.
Dann wird er euch zu seinen Kindern machen,
noch näher seiner Brust als ich vordem.
Dann wird er nichts als euer Wohl bedenken.
Dann kehrt er um, dann läßt er Moses ziehn.
Tod ist dein Tun, das sage dir mein Sterben.

Er sinkt hin.

Der Tanz steht plötzlich still. Der Lärm verstummt. Der Pharao und sein Weib eilen zu dem Sterbenden.

Der Sohn:

Ich werde an Osiris Seite sitzen
durch diese Tat und werde für dich bitten,
daß Reue sich in Sühnekraft verwandle
und daß du nicht in Nacht versinken mußt.
Du sollst das Licht empfangen durch mein Opfer,
Moses vertraun, die Mutter wieder lieben,
mit neuen Kräften wirst du ausgerüstet,
mein Vaterland wird nimmermehr vergehn!

Er stirbt.

Der Pharao:

Sein Leben ist entflohen.

Die Gattin

sinkt bewußtlos nieder.

Der Pharao:

Wehe, wehe!

O bleibe du mir doch, stirb du mir nicht,
ich bin ein anderer, wach auf, wach auf!
Osiris, strafe nicht so fürchterlich.

Zu den Ägyptern:

Treibt Israel hinaus aus meinem Land,
samt ihren Herden, ihren Heiligtümern,
nichts bleib' bestehn, was mich an sie gemahnt,
zerstört die Tempel, wo sie beteten,
den Weinberg, den sie pflegten, rottet aus.
Ihr Name sei vergessen in Ägypten.

Die Ägypter rotten sich zusammen und verschwinden. Nach einer Pause: Trompetenstöße.

Mein Weib, steh auf, ich wies den Feind hinweg.
Ich sondre aus, was unsere Liebe stört.
Hörst du die Hörner und die schweren Schritte?
Sie sammeln sich, sie ziehen schon davon.
Nun bin ich ganz bei dir und du bei mir.
Es ist wie sonst, sei wiederum mein Weib.

Er sucht sie aufzurichten. Sie erwacht mit einem Ausruf des Entsetzens.

O was bedeutet dieser wilde Schrei
und dieses starre Schaun und dieses Fliehn?
Straf mich mit deinen Tränen, weine — doch
sieh mich nicht an mit diesem toten Blick.

Die Gattin
sich vom Boden hebend, fremd:

Ich sah im Traume wiederum den Baum.
Aus schwarzer Tiefe stieg der Stamm empor,
wie eine Treppe, die im Dunkel liegt,
zur Ästekuppel und verzweigte sich
darin in viele Weglein, immer schmäler
und lichter werdende: sie endeten
zuletzt in einem Netz von Silberfäden.
Drin hing der milde Mond als schmale Sichel,
und in der Sichel schaukelte das Kind.
Und ich begann die Treppe zu ersteigen.
Erst war sie schwarz und schlammig, schwer zu gehn.
Dann fing sie an im Eigenlicht zu leuchten.
Und meine Füße hoben sich zum Flug.
— Doch plötzlich hörte ich ein scharfes Pfeifen
und fühlte mich auf einmal hinterrücks
von einer grauenvollen Last beladen
und jählings in das Wurzelwerk des Baumes
hinabgestürzt. Ich rang nach Luft und schrie
und wachte auf und lag in deinem Arm.
— O weich von mir, du bist ein dunkler Geist!

Der Pharao:

O rette mich von meiner Dunkelheit.

Die Gattin:

Ich habe keine Kraft, such' andre Retter.

Der Pharao:

Die andern sind mir fremd, sie ziehn davon.

Die Gattin
sich zum Sohne beugend:
Ich will nichts mehr als auf die Lippen schauen,
die festgeschlossen, still für immer sind. .

Der Pharao
zu einigen Ägyptern:
Tragt ihn ins Heiligtum und bahrt ihn auf.
Du aber bleib bei mir.

Die Gattin:
Ich muß ihm nach.

Die Leiche wird fortgetragen, der Pyramide zu. Der Pharao wehrt seinem Weib zu folgen.

Der Pharao:
Ägypter, bittet mit mir: Hilf uns doch.
In ihr liegt eure Zukunft.

Die Gattin:
Weh Ägypten.
Zum Pharao:
Ich sehe dich umhüllt von einem Schein.
Und in dem Scheine schwanken viel Gestalten.
Doch sind sie matt und welk. Das sind die Ahnen.
Und ihre Kräfte hast du längst verzehrt.
Es leben keine Kinder in dem Scheine.
Sie wagen sich nicht mehr in dich hinein.
Du trägst den Tod in dir und du zerstörst,
was sich dir naht, in dir zum Leben will,
es flieht vor dir, wie dieser Knabe floh,
und wie ich selber vor dir fliehen muß.
Du hast getötet, o du Dunkler, weiche,

laß mir doch wenigstens die Sterbestunde,
der du mir alles nahmst. Hinweg, hinweg!

Der Pharao
verzweifelt:

Was soll ich tun?

Die Gattin:

Ich weiß dir keinen Rat.
Ich weiß nur eins: Du machst mir Angst, Angst, Angst.
Ich will nur eins: Nur immer fliehn vor dir.
Mir graut vor einem jeglichen Gefühl,
das von dir kommt, vor jedem Blick und Wort.
Ich kann die dunklen Wege nicht mehr gehn,
ich sänke und versänke in dem Schlamm.
Ich hebe mich zum Weltenbaum empor,
ich flieh ins Reich des Lichts, dort wohnt das Kind,
dort werd' ich meinen Knaben wiederfinden.
In deiner Nähe, Pharao, vermag
ich Haß und Liebe nicht zu unterscheiden
und Wirklichkeit und Wahn und Tat und Untat.
Dort aber weiß ich, was ich suchen muß.
Ich breite meine Arme aus, o Kind,
nach dir, hilf mir und spinn ein Seil herab
aus deinem Lichte und erlöse mich . . . . .
Sie ist während diesen Worten zu der Pyramide zurückgewichen.

Der Pharao:

O bleib bei mir.

Die Gattin:

Hinweg, hinweg!
Sie verschwindet hinter der Bahre im Heiligtume.

Der Pharao:

Verlassen!

Er stürzt mit der Stirn zur Erde nieder.

Pause.

Dumpfer Schrei aus dem Inneren der Pyramide. Der Pharao erhebt sich und dringt hinein.

Sechste Szene

Das Heervolk der Israeliten steigt aus dem Proszenium empor, füllt die Ebene und zieht fort.

Moses

an der Spitze, mit gewaltiger Stimme:

Zu leben in Jehova, der da spricht:
Ich bin
ist unsre Wahrheit, unser Weg und Leben.
Und wer sich diesem Weltenwort verschließt,
erfüllt nur sein vergängliches Geschick.
O keine Träne diesem Trümmerfeld
der Liebe, mög es noch so traurig sein,
es ist nur Wechsel und Verwandelung,
nur Wirrwar, der verschwindet und zerstiebt.
Dem Einen ist das All.
Nichts sei in uns als dieses Wachsen hin
zu Jahve, alles andre falle ab,
es feßle nicht den Blick. Jehova lebt,
der Ewige, im auserwählten Volk.
Fort von Ägypten! Wir entziehen uns
dem Haß und Streit und jedem Todesbringer,
dem Kriege aller gegen alle, flieht
auf das Gebot des Einen, der da lebt
von Urbeginn in alle Ewigkeit.

Israel:
Jahve!

Siebente Szene

Die Masse der Ägypter steigt aus dem Proszenium empor, zur Verfolgung Israels. Ihre Reihen sind verworren und schwanken vor Unentschlossenheit und Furcht.

Der Pharao
tritt aus der Pyramide

Sie hat sich in den tiefsten Schacht gestürzt,
auf dessen Grund der Strom erbraust.

Die Ägypter:
Weh dir!

Der Pharao:

Mein Sohn ist tot, mein Weib ist tot. Wohlan,
das soll der Anfang sein vom Untergang!
So hat es Sinn. — Sie starben. — Doch ich bin!
Ich will bestehn, daß ich zerstören kann
und daß in mir die Welt zu nichte wird.
Es komme, was das Dunkel nährt in mir,
es werd' zur Weltennacht, es wachs' empor
zu den Gestirnen und verschling' ihr Licht.
Versöhnung, Liebe, Güte sink' zum Abgrund.
Ägypter, seid Zerstörende, erwacht
zum Leben wiederum als Tötende
und folgt dem blinden Weltenschöpfer nach!
Er wird durch mich die Welt ins Chaos stürzen.
Vernichtet Israel!

Die Ägypter:

Hu — Huuu ... Hu — Huuu ...

Sie stürzen dem Pharao nach.

Vorhang

Dritter Akt

Erste Szene

Das Rote Meer.
Jahve im Bild der Feuersäule steigt empor.
Hinter ihm das Volk der Israeliten, Moses an der Spitze. Ihm folgen Priester, welche die Geheimnisse Ägyptens und die Gebeine der Ahnen tragen.
Krieger, Weiber und Kinder, Herden, abgeteilt und geordnet.
Das Volk steht still.
Die Wolke schwebt über der dunklen Flut.
Ungeheures Rauschen.

Moses

mit übermenschlicher Stimme:*)

O Raum voll Rauch, o fürchterliches Rauschen,
die Seele reißend aus dem Sterbeleib,
daß sie sich Weltenchaos scheinen muß
und Mittelpunkt von allen Erdebeben
und Riß, der klafft, und Sturz in ewige Nacht . . .

— — — — — — — — — — —

Doch in dem Sturm erklingt ein stilles Wort . . .

— — — — — — — — — — —

O horcht und schaut, wie sich die Wolke teilt
nach Tönen, Dichtes treibt zu Dunklem hin

---

*) Durch das Schallrohr zu sprechen.

und Lichtes schwebt als Lispellied heran . . .
Versteht ihr dieses Weben süßer Wärme?
Im Wasser lebt die Luft, und in der Luft
erglimmt das Licht, und in dem Lichte spricht
der Geist des Urbeginns: Ich bin das Wort!
Es will zum Menschen werden, daß die Erde
auch Gottes sei! — O auserwähltes Volk,
O Brüder jauchzt! Wir wollen dieses Ziel
und in dem Ziel die Heimat uns erringen.
O Israel, breit' deine Arme aus!

Israel:

Jahve!

Ein Nachzügler

läuft heran, voll Schreck:

Der Pharao und seine Heere nahn,
mit ungeheurem Prall uns zu zertreten.

Israel

erst vorwärts, dann rückwärts gewendet:

Weh uns! Wohin?

Moses:

Hab keine Angst, mein Volk!
Die Arme von Jehova biegen sich
ums ganze All, sie reißen alle Stürme
der Welt an sich und ballen sie zum Keil,
zu teilen dieses Meer, zu schützen Israel.
Ich sehe Gottes Faust herniederhangen,
für uns zur Rettung, für den Feind zum Tod.
Die Erde selbst will diese Tat, sie weiß,
daß sie zerstieben müßte ohne sie.

Sie ruft die himmlischen Geschwister an,
die Sterne, und die Sterne stehen auf!
O jauchze, Israel und weit' dein Herz,
daß es das ganze Weltall in sich faßt.

Vermehrtes Brausen.

Jehova ruft! Wohlan wir sind bereit!
Auch wenn der Tod uns naht! Dann sterben wir
in Dir, in Deinem Arm, an Deinem Mund.
Denn wir versinken nicht in schwarzer Tiefe.
Wir gehn in Deine Macht und Weisheit ein.
Wir kehren heim zu Deiner Herrlichkeit.

Er schreitet seinem Volk voran. Sie verschwinden in der Wolke. Diese zieht, ins Riesenhafte wachsend, nach vorn und füllt die ganze Landschaft.
Ein ungeheures Antlitz schaut zuweilen wesenhaft sprechend herab. Aus dem Hintergrund ertönen sanfte Melodien, andeutend, daß die Israeliten in das Licht gelangen.
Vom Proszenium her Geheul.

Zweite Szene

Die verworrene Masse der Ägypter steigt empor, der Pharao als erster.

Der Pharao

vorstürzend:

Jetzt hab ich sie an einem einzigen Klumpen.
Mein Arm zerschmettert sie. Das End' ist da.

Moses

unsichtbar:

Ägypten spricht in dir und stirbt in dir,

Der Pharao:

Ich will den Alltod.

Moses
unsichtbar:
Du verschlingst dich selbst.
Das Meer fällt über ihn und die Ägypter.
Wildverworrenes Geschrei der Sinkenden.

Moses
jenseits des Meeres, durch den Nebel, der verschwindet, sichtbar werdend:

Ihr geht zugrund, gefällt von jenen Kräften,
die von dem Kreis des Alls zur Erde zielen:
Sie fällen, aber nur Hinfälliges,
sie töten, aber nur das Tödliche,
sie weisen weltallwärts.

Die Ägypter:
Weh uns, wir sinken!

Der Pharao
sich aus der Flut emporreckend, gegen Israel:

Noch bin ich nicht besiegt. Mein Wille wirft
sich über euch und wird euch noch zermalmen.
Ich sterbe nur, um alle Geister an-
zurufen und sie gegen euch zu stacheln.
Ich rege auf das ganze Totenreich!
Die Schatten, sie versammeln sich um mich,
die finstern Sterbekönige, sie jauchzen:
Willkommen, Pharao, du riechst nach Blut,
du bist ein guter Kämpfer, führ' uns an!
Ja ich will Führer sein, auftauchen wieder,
mein Arm wird lang, mein leibbefreiter Geist
ersinnt ihm Waffen, die euch doch erreichen,
den Tod der Menschheit über weite Meere

und durch die fernste Zukunft tragende.
Ich sehe ihn verlängert weit, o weit
hinübertötend: so erfaß ich euch.
So bin ich stärker noch, als wenn ich lebte,
und triumphiere selbst durch meinen Tod.
Ich sehe unsichtbare Strahlenbündel
entströmen meiner Stirn, zerschmetternde.
Ich fühle Kräfte aus dem Leibe brechen,
gleich schlagenden Wettern sich hinüber schwingen,
verbreiten Angst, Entsetzen, Wahnsinn, Tod!
Ich folg' euch in die Wüste nach als Zorn,
der sich zu fürchterlichen Stürmen ballt:
sie wachsen bis zum Monde riesengroß,
sie drücken euch zum schwarzen Abgrund nieder.
Mein Fluch wird Blitz. Er trifft euch. Ha, ihr sinkt...

Er geht unter.

Moses:

Bezwing, o Israel, die Angst in dir,
die dich bei diesem grausen Anblick faßt.
Die dunklen Massen, die uns treffen wollten,
sie wurden abgelenkt in dieses Meer.
Jehova schickt den Tod zur Tiefe hin.

— — — — — — — — — — —

Nicht Rettung, aber Wissen ihres Wesens
sei ihnen noch beschieden. — Myriam, tanze
und zeig' dem Pharao und seinem Volk
das Bild der Seele, die sich mit dem Geist
durchdringt, der alles Dunkle, das im Meer
verborgen ist und tückisch lauert, tilgt,
der uns die Kräfte gibt zum Höhenflug

und uns hinüberträgt durch jedes Graun:
Des Weibes Anblick, das die Sonne trägt
und das die Flut, die monddurchdrungene,
zu ihren Füßen hat. — O Schwester, tanze.

Dritte Szene

Myriams Tanz, im Hintergrunde, silhouettenhaft gegen den roten Himmel. Zu ihren Füßen das Meer, worin die Ägypter schreiend versinken.

Moses:

Vor diesem Bild bekommt das Sterben Wert.
Es bleibt nicht sinnlos vor dem höchsten Sein.

Die Sonne steigt hinter Myriam auf, die Brust der Priesterin als ungeheuer strahlende Aureole durchdringend.

Denn in dem Lichte leben alle Wesen.
Den Kommenden ist es die Lebensspeise.
Den Gehenden wird es Vergessenstrank.
O sterbt in ihm, daß es euch neu gebärt.
Ihr seid von ihm getragen und gehegt,
Werft alles, was euch fesselt, in das Meer,
die Angst, die Reue, jede dunkle Qual.
Es wälze sich der Tod zum Tod hinan.

Die Sonne steht über dem Haupte der Myriam. Sie scheint sie mit den gebogenen Armen zu umfassen.

Es löse sich die Seele von dem Leibe
und hebe sich gleich wie die Leuchte-Kugel,
die sich dem dunklen Erdenschoß entringt.
O Israel, blick' nieder auf die Flut,
du sollst das Sterben sehn, um zu erkennen,
was in dir selber lebt an Angst und Schwäche,

um dich zu läutern und zu überwinden,
um einstmals ohne Nebel vor dem Auge
zum Berge Sinai empor zu steigen,
im Schrecken, der um seinen Gipfel dröhnt,
zu stehen unerschütterlich und still,
in fürchterlichsten Wetterstürzen noch,
um durch den Rauch des Erdenfeuers dann
hindurchzudringen zu dem weißen Lichte,
worin die Tafeln des Gesetzes schimmern,
die Gott zum Schemel seiner Füße dienen:
Schwer ruhen seine Sohlen noch darauf,
bis einst der Marmor, von dem Druck gebogen,
zum Becken wird, dann bückt sich Gott hinab
und füllt ihn mit dem Wasser aus dem Meer,
in das der König der Ägypter sank,
und wäscht die Wunden aller Menschen weg ....

V o r h a n g



Die Manichäer

Eine dramatische Vision
in einem Vorspiel und fünf Akten

Die Spielenden:

Die Manichäer
Die Obersten im Rat
Der Meister
Der Jüngling, Fremdling genannt
Der Gesandte

Das Erobervolk
Der König
Seine Tochter
Der Feldherr
Der Hauptmann
Ein Führer
Ein Statthalter
Ein Türhüter
Ein Schloßwächter
Krieger, Sieche, Hofleute

Vorspiel

Eine offene Halle, worin die Obersten der Manichäer versammelt sind. Sie stehen im Halbkreis, der sich gegen vorne öffnet. Der Meister in der Mitte. Alle sind riesenhaft, doch schlank und edel gestaltet; ihre Gesichter länglich, bartlos und durch tiefstes Denken geformt; ihre Haare kurz geschnitten. Sie tragen gelbe Mäntel, die in starren Falten zu Boden fallen.

Durch die Halle sieht man das blaue Himmelsgewölbe.

Eine Gestalt, mit einem blauen Überkleide angetan, steigt aus der Tiefe der Zuschauer empor. Oben angelangt, wirft sie die Hülle ab und steht nun vor den andern im nämlichen gelben Gewande.

Der Meister

Mit einer großen Gebärde gegen das Theater:

Du kehrst aus jener Niederung zurück,
wohin wir dich gesandt, um zu erkunden,
was für ein Volk mit Kraft und Ungestüm
zu unsern Höhen dringt, den Tod verachtend,
und ob es wert ist, unter uns zu wohnen.

Der Gesandte:

Ich sah das Volk. — Es lebte früher fern
von unsern Grenzen, schlafbefangen, dumpf,
durch ungemeßne Zeitenfolgen hin,
von keinem Wunsch nach Änderung bewegt,
bis einer seiner Herrscher durch die Sage
von unserm Land und von dem ewgen Wert

der Geistesgüter hörte, die es birgt.
— Da brach er kraftvoll zur Eroberung auf.
Die Sage wies den Weg.

Der Meister:

Sie wies ihn sicher.
Wir selber sandten diese Sage aus,
daß sie den heilgen Trieb der Sehnsucht wecke.
Wir haben denen, die uns wahrhaft suchen,
niemals den Weg in unser Land verwehrt.
Sind wir doch selbst wie sie aus solchen Tiefen
in stetiger Verwandlung aufgestiegen,
von Höh zu Höh, die Seele umgestaltend
mit jedem Schritt, uns würdig zu erweisen
der immer edler werdenden Gebilde,
so daß wir endlich gleich den Göttern würden.
Wir stiegen, weiser werdend durch das Licht,
und liebevoller fühlend durch die Lüfte,
bis uns die Sonne selber diesen Boden
zu Grund und Lehen gab. — Nun senden wir
nach allen Welten heilge Sehnsucht aus,
und sie hat jenen König hergeführt.

Der Gesandte:

Er kam bis an die Grenzen unsres Landes.
Da fiel in seine Seele namenlose
Verödung, die ihm unerträglich wurde.
Ein Krampf des Nichts ging durch sein ganzes Sein.
Er steigerte gewaltsam seine Triebe,
um das Gefühl des Todes zu besiegen.
Er schreckte nicht zurück vor dem Verbrechen,

sein Selbst wie früher wieder zu empfinden.
Er wurde doch nur schwächer und vergaß
zuletzt das hohe Ziel der Wanderung.
Mit ihm das Heervolk, dem er Vorbild war.
Sie ließen sich an unsern Grenzen nieder
in einem üppig weichlichen Gefild
und bauten eine prahlerische Stadt,
dem Sinn gemäß, der sie daselbst befiel.

Der Meister:

So sind sie unsres Landes nicht mehr wert?

Der Gesandte
nach rückwärts weisend:

Ich sah dies Volk, das in der Tiefe lebt.
Ich habe seine Seelenart erforscht.
Es ist ein Volk, das seine Lebensrichtung,
den Sinn des Daseins ganz verloren hat.
Die Sitten ändern sich ins Scheußliche,
und Mensch vertiert am Menschen. Fäulnis herrscht,
erst in den Seelen, draußen dann am Leib.
Vernehmt! Verseuchung hat das Volk ergriffen.
Jetzt hört die Königin die Schuld des Gatten.
Sie tötet sich. Der König durch den Schmerz
und durch das Schuldbewußtsein aufgerafft,
kehrt zu dem alten Ziel zurück und stellt
sich an die Spitze seines Heers, zu stürmen
die Grenzen unsres Landes — doch vergebens:
Das Volk, das siech geworden, bricht zusammen.

Der Meister:

Wie jetzt das Volk beschaffen ist, vermag

es nimmermehr bei uns zu wohnen.
Wir müssen ihm den Eintritt streng verwehren.
Denn Licht und Luft und Wasser unsrer Heimat
sind derart, daß sie jeden töten müssen,
der ihnen keine reine Seelenwelt
entgegenhalten kann.

Er denkt nach.

Das Volk bedarf
der Läuterung. Es ist gleich uns bestimmt,
das himmlische Entzücken einzusaugen,
das die Vereinigung von Geist zu Geist gewährt.
Ein jeder soll als Herrscher hier verweilen.
Doch jetzt ist selbst der König Sklave noch.

Er schaut sich um.

Wer lehrt sie herrschen? Welcher unter uns
ist selber noch im Herrschen ungeprüft?
Wer hat noch nicht bewiesen, daß er frei
aus seinem eignen Wesen handeln kann?

Ein Jüngling

löst sich aus der Reihe und tritt vor.

Der Gesandte

tritt an seine Stelle.

Der Jüngling:

Ich bin noch ungeprüft in freien Taten.

Der Meister:

So steige du hinunter zu dem Volke
als Fremdling. Lenke sein Geschick zum Geist.

Der Jüngling:

Was soll ich tun?

Der Meister:

Es liegt in deiner Hand.

Zu den Übrigen:

Drum wendet eure Augen von ihm ab,
daß er nicht Rat und Tat von euch erhoffe.
Im eignen Herzen such' er nun.

Die Weisen kehren ihre Häupter weg.

Der Jüngling:

Wohlan!

Er schreitet gegen das Proszenium. Bevor er in die Tiefe steigt, wirft er den gelben Mantel ab und erscheint nun in einem blauen Gewande. Nachdem er verschwunden ist, fällt der Vorhang.

Erster Akt

Auf der linken Seite ein grünes, ansteigendes Gelände. Die fernsten Höhen sind von den Manichäern gesäumt. Ihre Reihen nehmen sich aus wie ein goldenes Band, von dem ein mächtiges Strahlen geht. Darüber der wolkenlose Himmel.

Auf der rechten Seite ein dunkles Moorland, das sich gegen hinten immer tiefer senkt, von Nebeln überwallt.

Erste Szene

Aus der Tiefe der Zuschauer rückt lautlos ein Heer in geschlossenen Massen zum Sturme heran. Es ist rot und schwarz gekleidet.

Der Führer als erster emporsteigend, bemerkt ganz plötzlich die leuchtenden Scharen und zuckt zurück, wie von der Sonne geblendet, rafft sich aber sofort wieder auf.

Der Führer:

Das sind die Höhen, die wir stürmen müssen!

Das Heer, das ihm nachkommt, prallt wie er zurück. Schreckvoll Zögerung.

Der Führer:

Trompeten, rafft das Lumpenpack empor!

Kurzer Kriegsmarsch.

Noch immer Angstgebärden? Rafft euch auf
und streckt die Buckel, schmeißt die Knie. — Stürmt!

Murren im Heer.

Ein Krieger:

Wir sollen wohl die Sonne vom Gewölb
des Himmels reißen?

Der Führer:

Auf! Der König kommt.

Der Krieger:

Wir werden seiner Laune hingeschlachtet.
Was für ein Schlachtbild ist in seinem Kopf?
Weiß er, warum er uns zum Kampfe schickt?
Meint er, die Feinde würden eingeschüchtert,
wenn er ein Tausend nach dem andern opfert?
Die Höhen sind von hier nicht zu erstürmen.
Es ist umsonst. Das weiß das ganze Heer.

Der Führer

läuft zu dem Murrenden hinüber.

Der Krieger:

Du weißt es selber.

Der Führer:

Ruhe! Auf zum Kampf!

Der Krieger:

Es hat nicht Sinn. Da liegen meine Waffen.

Er wirft sie weg.

Der Führer:

Da liegst du selbst.

Er schlägt ihn nieder.

So treff' ich jeden Feigling.
— Der König naht sich schon. Trompeten blast!
Zum Kampf! Und wär's zum letzten, wär's zum Tod,
Dann brauchen wir die Schlachtenstümperei

Des Königs nicht mehr länger anzuschaun.

Kriegsmarsch. Alle ab. Die Wolken ziehen vom Moor zum Hügelland hinüber und verhüllen es.

Zweite Szene

Ankunft des Königs und seines Gefolges. Darunter befinden sich seine Tochter und sein erster Feldherr. Der König trägt ein prächtiges, vielfarbiges, aber weichliches Gewand. Die Tochter ein knappes, rotes. Der Feldherr ein grünes.

Der Feldherr:

Hier überschauen wir die ganze Schlacht.

Sie besetzen einen niedern Hügel in der Mitte der Szene.

Der König

den daliegenden Krieger erblickend:

Schafft diesen weg. Ich kann nicht Tote schaun.

Es wird getan.

Der Feldherr:

Das Heer, das du zum Sturme schicktest, löst
sich auf und flieht, wie ich vorausgesagt,
verwirrt zurück, mein König.

Das Heer flutet vorbei und läßt Tote und Verwundete zurück.

Der König

sich dem Heer entgegenwerfend:

Haltet ein!

Dann sich entsetzt abwendend.

Mit jeder Schar, die uns entgegenflutet,
wälzt sich Verzweiflung, Angst und Qual heran,
wirft sich auf mich, raubt mir die Geisteskraft.
Furchtbar, wie diese Augen an mir hangen.

Schaut weg, saugt euch nicht fest, ich les' in euch
und lese meine fürchterliche Schuld.
— Das Todesgrauen fällt auf mich zurück.

Er verhüllt das Haupt.

Der Feldherr
für sich:

O könnt er doch die Kraft des Auges richten
aufs Ganze, müßt er sie nicht stets verschwenden
am einzelnen. Ihm fehlt der Überblick.

Die Tochter:

O Schmach, ihm fehlt der kriegerische Mut!

Der Feldherr:

Da du, mein König, von der Not des Tages
erschüttert bist, der Ruhe nun bedarfst,
so übergib die Schlacht an mich, daß ich
den Rückzug leite.

Die Tochter:

Nimmermehr, mein Vater.

Der König
sich emporraffend:

Weg mit dem Schmerz! — Ein neues Heer heran!
Mit ihm, das vorwärtsstürmt, kehrt mir die Kraft zurück.

Ein Krieger ab mit dem Befehl.

Der Feldherr:

Herr, widerrufe den Befehl.
Es liegt in ihm Gefahr, die furchtbar ist.

Der König:

Es schwankte meine Seele, deshalb schwankte
die Schlacht bis jetzt, jetzt bin ich wieder stark.

Der Feldherr:

Du weißt, die Kraft der Truppen ist erschöpft.

Der König:

Der Zufall wird sich günstiger erweisen.

Der Feldherr:

O daß du sähest, daß hier ein Gesetz,
und nicht der Zufall waltet. Denn die Blindheit
des Führers zeugt Verwirrung in dem Heer.

Die Tochter:

Nein, widerrufe nicht.

Der König:

Heran das Heer!

Der Feldherr:

Ich warnte dich. Ich darf nicht kühner sprechen.

Dritte Szene

Ein Heer, größer, aber lange nicht so kraftvoll wie das erste, rückt heran.

Der Feldherr:

Die neue Truppe, wie sie schleicht! Ihr fehlt
die alles niederzwingende Gewalt.
— Zum letzten Male stell' ich dir vor Augen,
daß gänzliche Vernichtung deiner Macht

die sichre Folge des Befehles ist.
Laßt uns zurückgehn, neue Kraft zu sammeln.
Sieh doch das Heer, es läßt schon jetzt am Weg
Ermattete zurück.

Die Tochter:

O wie sie liegen,
zu ihren Leibern schimpflich Sorge tragend!
Hier stirbt ein ganzes Volk, nicht heldenhaft,
nein, träg vermodernd, wie im Herbst die Blätter
des Waldes, die zu einer Decke fallen,
unregsam nun, o ekelhafter Teppich,
der dieses weite, blühnde Land bedeckt.
Man riecht die Faulheit und die Feigheit fast.

Der König:

Mit diesen Lumpen soll man fegen! Ha!

Die Tochter:

Wo ist der Hauptmann?

Der Hauptmann tritt vor, rot und schwarz gekleidet, nach seinem Range.

Die Tochter:

Fühlst du keine Scham?

Der Hauptmann:

Ich trage keine Schuld. Zwar fühl' ich Scham.
Doch nicht für diese, sondern für den König.
Bei ihm begann die Schwäche. Sie verpflanzte
sich auf das Heer. Er hat kein Recht zu schmähen.

Der Feldherr:

Man feßle ihn und führ' ihn fort.

Der König:

Sprich weiter.
Weshalb bin ich die Ursach dieses Übels?
— Glaubt nicht, daß ich die Selbsterkenntnis scheue!

Der Hauptmann:

So wie du dagestanden bist, gebrochen,
mit abgewandtem und verhülltem Haupt,
als wir zum Sturme rückten, welches Heer,
und wär's das stärkste, müßte nicht sogleich
bei diesem Bild vor Angst zusammenfallen?
— Und diese Schwäche hast du selbst verschuldet.
Den Tag, der uns vernichten wird, hast du
gedankenlos seit langem vorbereitet.

Der Feldherr:

Weshalb dies Reden, das nicht nötig ist?

Der König:

Ich will die Schuld erfahren.

Der Feldherr:

Jetzt, o König?

Der König:

Jetzt harrt die Sühne. Bring die Klage vor.

Der Hauptmann:

Als du die Völker aus der Heimat führtest,
um jenes Reich, von dem die Sage sprach,
zu unterwerfen, warst du kühn-besonnen.
Der Siegeszug durch diese Länder war,
wie deine Seele, zielbewußt und hehr.

Wer dich erblickte, fühlte deine Größe.
Verehrung hob ihn über sich empor.
Wir waren groß durch dich. — Doch nah dem Ziel
verwandelte dein Wesen sich. Du singst
dem Augenblick, nicht mehr dem Geistesziel
zu leben an.

Der König:

Dem Augenblicke, ja,
so ist's, dem Augenblick: Es war die Schwermut
des Augenblickes, gegen die ich kämpfte.
Es sprach die Öde immerfort zu mir.
Und wie sie überbrücken? — Durch Gespräche,
durch Lieder, durch das Lächeln einer Frau. . . .

Der Hauptmann:

Durch diese Sorge um den Augenblick
entstand zuletzt die Kleinlichkeit der Seele.

Der König:

Du hassest mich. Warum?

Der Hauptmann:

Willst du es hören?
Kannst du es auch? Bist du nicht schon zu klein
dazu geworden?

Die Tochter:

Laß ihn reden.

Der König:

Sprich.

Der Hauptmann:

Du wiesest jene Geister fort, die dir
erhabne Götterziele offenbarten,
und gabst dich niedern Seelen hin. Du suchtest,
was die Vergangenheit an Schwächlichkeit
gezeitigt hatte, wiederum hervor.
O was für edle Geisteskräfte hast du
an Dinge, die verächtlich sind, verschleudert!
— Das Leben, das in deiner Näh begann,
es strömte in die Weite fort und wurde
die einzge Nahrung deiner Untertanen.
Du fielst dem Müßiggang anheim, das Volk
dem Seelensiechtum. Du dem Augenblick,
das Volk dem Tod. — Wir sind verseucht!

Der König
schreckvoll:

Die Pest?

Der Hauptmann:

Die Pest.

Alles starrt scheu auf den König.
Pause.

Du siehst die Keime der Verwesung,
die du gesät hast, üppig aufgegangen.

Der Feldherr:

Da du, mein König, nun vernommen hast,
was wir so streng verbargen, um die Schlacht
nicht zu gefährden, laß zum Rückzug blasen.

Der König
auf den Hauptmann weisend:

Vorerst führt diesen weg.

Der Hauptmann:

Du willst dich rächen?

Der König:

O nein. Ich liebe deine Offenheit.
Ich muß mit dir noch sprechen nach der Schlacht.
Du könntest mir darin getötet werden.

Der Hauptmann:

So wehrst du mir den Kampf? O klügste Rache!
So gönnst du mir, dem Todgeweihten, nicht
das Heldenende! Ich bin mitverseucht.
Wie hab ich diesen Tag ersehnt. Ich hoffte,
was sich in Leib und Seele an Verwesung
durch dieses Leben langsam angehäuft,
in einem einzgen Augenblick zu tilgen,
es hinzuopfern einem hohen Wert.
Ich wollte diesen einzgen Augenblick
hinübernehmen zu den hehren Ahnen.
Er ist das Kleid, mit welchem angetan
ich weilen dürfte in dem heilgen Kreis,
ein goldenes Gewand ... du raubst es mir,
gibst mir dafür das ekle Kleid der Pest,
worin ich tatenlos verwesen soll.

Der König:

Jetzt führt ihn weg.

Der Hauptmann:

O sei nur einmal groß.

Die Tochter:

O füge diese Tat, die schändlich ist,
nicht deinen andern bei.

Der König
zur Tochter:
Es gibt für mich
kein andres Mittel als die kühnste Tat,
um deine Liebe wiederzugewinnen.
— Mit Diesem fort. Ich tret' an seine Stelle.
Ich stürze mich als Erster in die Schlacht.
Er stellt sich an die Spitze des Heeres.

Der Hauptmann:
Wie könnte der dem Tod ins Auge schauen,
der Tag für Tag auf weichen Pfühlen lag
und jede Schmerzensregung furchtsam floh?

Der König:
Ihr Krieger auf!

Der Hauptmann:
Wie könnte der begeistern,
der ekle Wärme niedrer Freuden liebte!

Der König:
Der König geht mit euch bis in den Tod.
Ich schwör euch Treu.

Der Hauptmann:
Wie darf der Treue schwören,
der sie so oft der edlen Gattin brach!

Die Tochter
auffahrend:
Der Mutter? Ist das wahr?

Der Hauptmann:
Mit niedern Weibern.
Sie starb deshalb. Sie gab sich selbst den Tod.

Die Tochter:

Du widerrufst es nicht?

Der König:

Verzeih, mein Kind.

Die Tochter:

Sie bedeckt das Antlitz.

Ich kann nicht mehr in deine Augen schaun.

Der König:

Gib Hoffnung auf Versöhnung.

Die Tochter:

Weg von mir!

Der König:

Versprich, daß du mich wieder lieben wirst,
wenn ich im Kampf gesühnt, was ich verschuldet.
O schau mich an. Nur einen einzgen Blick
zum Abschied gönne mir.

Sie verharrt in ihrer Stellung.

Ich sehe dich
vielleicht zum letzten Male. — Wie so geizig?
Genug, ich bettle nicht. Behalte denn
die Hände vor dem kindischen Gesicht.
Du wirst dich deiner Seelenarmut schämen.
Mich trifft Verachtung nicht.

Er stellt sich von neuem an die Spitze des Heeres.

Schaut in mein Herz!
Da geht ein Schimmer von der Wahrheit auf.
Ich sehe meinen Teil der Weltenschuld
und les' das Urteil. — Jeder les' in sich.

Wer schuldlos, bleib! Ihr andern, auf zur Sühne!
Wen Laster, Schwächen, kleinliche Gedanken
bedrücken, der befreie sich mit mir,
der tausche sie mit Tapferkeit und Ruhm,
mit allen hohen Heldenwerten aus.
Ihr stöhnt, seid müd und krank und hoffnungslos,
wie ich vordem, ich war es mehr als alle,
ich warf es ab, ich überwand den Tod.
Die Ewigkeit hat meinen Geist erfaßt.
Ich geb euch Riesenkraft. — Zum Kampf!

Das Heer

wirft seine Schwäche ab:

Zum Kampf!

Der König

zur Tochter zurückgewandt:

Ich übergebe den Befehl an dich.
Denn du allein hast Kriegergeist. Lebwohl.

Kriegsmarsch. Sie stürzen in die Schlacht.

Vierte Szene

Die Tochter:

Ich überschau die ungemeßnen Weiten:
Die Massen, die sich vor dem Aug entfalten,
sind Glieder eines ungeheuren Wesens,
das aufersteht und sich gewaltig regt.
Ich aber bin das Herz. Ich trag den Puls,
der seine Adern speist, in meiner Brust.
Ich bin der Born der Kraft, vom All genährt,
der Müdigkeit und feiges, laues Wesen

aus diesem kranken Riesenleibe schwemmt.
Jetzt will ich seine Muskeln spielen lassen.
Und seh ich einen Teil von ihm versinken,
so sink er hin, so war die Schlacht ein Arzt,
der schont kein totes Fleisch. Hinweg! Der Rest,
der neue Mensch, der aus dem Kampfe steigt,
ist hager wie nach einer Wanderung,
und hungrig, doch geläutert und erstarkt.

Der Feldherr:

Sieh, jene Schar: Sie wirft sich auf den König . . .

Die Tochter:

Ich seh es wohl.

Der Feldherr:

. . . Umringt ihn, engt ihn ein.
Ich schick' die letzten Truppen, ihm zur Hilfe.

Die Tochter:

Wem übergab der König seine Macht?

Der Feldherr:

Dir, o Gebieterin. Doch laß dir raten
und zögere nicht mehr mit dem Befehl,
dem einzigen, der möglich ist. O handle!
— Jetzt drängen sie den König schon zurück
zum steilen Bord, an dessen glattem Hang
er sich nicht halten kann. Ich sehe schon
im Geiste das Verhängnis sich vollziehn:
Er rollt zu Tal, wird in den Sumpf gedrängt
und fällt in die Gewalt des Feindes . . . schick',
eh dies geschieht, das Heer, sonst ist's zu spät.

Die Tochter:

Werf' ich die Truppen jetzt schon in den Kampf,
den König aus des Gegners Faust zu reißen,
so bleibt die Schlacht wie ehedem gefährdet.

Der Feldherr:

Du gibst den Vater preis?

Die Tochter:

Ich muß es tun.

Der Feldherr:

Es fällt der Feind, der ihn gefangen nimmt,
ein fürchterliches Urteil über ihn.
So bist du Züchtiger des eignen Blutes. .

Die Tochter:

In diesem Augenblicke löst sich auf
das Band von Mensch zu Mensch. Ich liebe nicht,
ich hasse nicht, der Vater ist mir fremd,
wie du mir fremd, wie ich mir selber fremd.
Das Völkerschicksal hat mich hingestellt
auf diesen Platz. Ich handle nicht durch mich.
Ich handle durch das Weltgesetz, wonach
das Schwache ausgeschieden werden muß,
damit das Starke sich entfalten kann.
Soll einer oder alle untergehn?
Das Wesen meines Vaters ist vergiftet.
Wir siechen unter seinem Seelenhauch.

Der Feldherr:

O sieh doch, wie er kämpft, wie jedermann
aus seinem Vorbild Kräfte saugt. O nein,

der Herrliche bedarf des Richters nicht.
Er hat die Schuld gesühnt.

Die Tochter:

Ich kenn ihn besser.

Der Feldherr:

Woher dein Richteramt?

Die Tochter:

Ich bin als Blitz
gesandt. Willst du mit einem Blitze rechten?
— Genug gesprochen. Keiner störe mich.
Mein Geist versenkt sich gänzlich in die Schlacht.

Pause, während welcher der Feldherr immer unruhiger wird.

Der Feldherr:

Gebieterin, der Augenblick ist da,
das Heer zum letzten Schlag heranzuführen.

Die Tochter:

Noch nicht.

Der Feldherr:

Schon jetzt gehört der Sieg uns an.

Die Tochter:

Ich warte.

Der Feldherr:

Weh! Der König ist verloren.

Die Tochter:

Er sei's!

Der Feldherr:

Sie führen ihn gefangen fort.
Du trägst die Schuld an seinem Untergange.
Du! Mörderin!

Die Tochter:

Das Wort bewegt mich nicht.

Der Feldherr:

O warte nur, es wird noch Wurzeln fassen.
Denn diese Tat, sie fällt auf dich zurück
mit fürchterlicher Wucht. Du bist zu schwach,
um sie zu tragen. Sie vernichtet dich.

Die Tochter:

Bin ich zu schwach, so will ich anders nicht
dafür gerichtet werden als der Vater.
Für ihn und mich gilt einerlei Gesetz.

Pause.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, führt
den ganzen Rest der Heeresmacht heran.

Mächtige Heeresmassen steigen aus der Tiefe.

Die Tochter

Von nun an Königin genannt:

Das Bild, das meine Seele formte, wird
zur Wirklichkeit: Es kleidet sich mein Wille
in diese Scharen ein und lebt und schwingt
sich brausend fort.

Zum Heer:

O Krieger, nehmt euch Kraft
und Glut aus meinem Geist!

Während sie Dieses und das Folgende ruft, stürmen die Völker-
kolonnen vorbei.

Es war mir stets,
als kreiste über mir ein Riesenaar
mit wuchtgen Sittichen. Nun senkt er sich,
nun fühl' ich schon den Hauch von seinem Flug,
nun bin ich nur ein kleines Vögelein,
er aber birgt mich unter seinem Kleid
und hebt mich hoch. O Seligkeit des Fluges!

Die Gegend hellt sich allmählich auf. Man sieht, wie im Anfang
des Aufzuges, die fernen Höhen von den strahlenden Reihen der
Manichäer besetzt. — Das zum Sturme schreitende Heer zögert,
steht still und verwirrt sich.

Der Feldherr:

Die Feinde ziehn sich auf die Höhn zurück,
eh noch der Kampf beginnt.

Die Königin:

Sie fürchten uns.

Der Feldherr:

Der ganze Tag, gefüllt mit Schlachtgetöse,
mit Kampfeswut und Todesangst,
erscheint mir wie ein schwerer Alp der Nacht,
ein fürchterlicher Krampf, der sich verzieht,
der keine Wirklichkeit besaß. — Die Feinde,
sie thronen wie am Anbeginn der Schlacht
dort oben unbesiegt und unbesieglich.

Die Gegend ist ganz klar geworden. Zwischen den Höhen und
der Königin liegt das ermattete Heer.

Die Königin:

Von dort vertreib ich sie.

Der Feldherr:

Mit unserm Heer,
das ungeordnet, matt, in kleinen Häufchen,
die ohne Fühlung sind, die Ebene
bedeckt? — Es steht und schaut den Glanz der Höhen,
es zögert, schwankt zurück und bricht zusammen.

Die Königin:

Gleichviel: Der Tag soll mir gepriesen sein.
Er gab zwar nicht den unbestrittnen Sieg,
er wies jedoch den sichern Weg dazu.
Ich bin entschlossen, diesen Weg zu schreiten.
— Mein Fehler war: Ich hab im Augenblick
die Pest vergessen, habe nicht bedacht,
welch Hindernis sie ist. Mit diesem Heer,
das seh ich nun, vermag ich nicht zu siegen.
Es müssen jene Teile, die verwesen,
vorerst erkannt und ausgesondert sein.

Zum Feldherrn.

Zu diesem Zweck ruf mir das Heer zurück.

Der Feldherr tut wie befohlen. Das Heer schwankt ungeordnet, hinfällig, matt vorüber und ist im Begriffe in das Proszenium hinunter zu steigen.

Die Königin wendet sich an das Volk:

Weiß jemand über diese Pest Bescheid?
Die Art und die Verbreitung? Ihre Heilung?

Der Hauptmann

der bisher abseits festgehalten worden war:

Der Tod läßt sich vermeiden, nicht das Siechtum,
das Jahre währt.

Die Königin:

Die Ausdehnung der Seuche?

Der Hauptmann:

Ist groß. — Doch größres Unheil bringt die Furcht.
Sie ist die erste Ursach dieses Übels.
Und mit dem Mute käm das Leben wieder.

Die Königin:

Doch du?

Der Hauptmann:

Ich will nicht krank sein.

Die Königin:

Führt ihn fort.
Und untersucht ihn. Sein Gesicht ist fahl.
Dann untersucht das ganze Heer genau
und sondert alle Angesteckten aus,
versammelt sie zu einem einzgen Haufen,
führt diesen fort aus unserem Bereich.
Ich geb ihm dieses Moor zum Aufenthalt.
Es dehnt sich weit. Es stehen in der Ferne
verlaßne Dörfer. Dorthin mögen sie
den Lebensrest, der ihnen noch beschieden,
geduldig, aber tatenlos, verbringen.

Indem sie dieses spricht, teilt sich das Heer nach Hornstößen, die ertönen, in eine starke und eine schwache Hälfte.

Doch wir, als Auserwählte, rüsten uns
durch kriegerische Übungen zum Kampfe,
bis wir die alte Kraft zurückgewonnen,
die uns verloren ging. Wir schmücken uns
mit Kühnheit und mit edler Kampfbegier,
mit allen Tugenden des Heldentums.
Das zweitemal erringen wir den Sieg,

mit ihm die langverheißenen Gefilde,
das neue Heimatland, die Seen und Aun,
die heilgen Höhn. In meiner Seele ist
die Siegesbahn schon sicher vorgezeichnet.

Sie hält inne.

Doch einer von euch muß es übernehmen,
den Kranken ihren Wohnplatz anzuweisen
und über sie zu wachen. Einer muß
bei ihnen bleiben für das ganze Leben.
Er muß sich opfern, muß verzichten können,
aus Freiheit, auf das Land, in das wir ziehn.

Sie schaut sich um.

Wer wählt die Tat? Ich darf sie nicht befehlen.

Keiner regt sich. — Pause.

Fünfte Szene

Im Hintergrunde erscheint eine hohe Gestalt, barhäuptig, mit einem blauen Mantel angetan, und schreitet langsam gegen vorne, der Königin entgegen. — Es ist der Jüngling aus dem Vorspiel, jetzt der Fremdling genannt.

Der Fremdling:

Ich habe mich zu dieser Tat bestimmt.

Die Königin:

Du bist ein Fremdling hier.

Der Fremdling:

Ich wandere.

Die Königin:

Weshalb?

Der Fremdling:

Um eine Heimat zu erwerben.

Die Königin:

Doch warum bittest du um dieses Amt?

Der Fremdling:

Ich geh von Land zu Land, von Stadt zu Stadt,
um alles, was der Mensch erleben kann,
das ganze Erdendasein zu erforschen.
Ich geh durch Freud und Leid, durch jede Art
des Denkens, durch die Sitten und die Laster,
den Müßiggang und der Gewerbe Mühen,
nicht um das eigne Dasein zu empfinden,
auf neue Art, zu meinem Vorteil, nein!
Um zu erfahren, was an Schicksal noch
unausgetragen auf der Erde lebt.
— Ich kam, als ich von dieser Schlacht vernahm,
in euer Land. Mir war der Krieg bis jetzt
noch unbekannt. Er fehlte dem Erleben.
Nun fühl ich mit das wütende Gewoge
der Leidenschaften dieser Völkermassen.
Ich schaue Mut und Unerschrockenheit
und Geisteskraft im unermüdlichen
Ertragen übermenschlicher Gefahr.
Ich sehe Qual und grause Todesangst.
— Da steigt ein unaussprechliches Gefühl
in mir empor: Die Sehnsucht, zu verschmelzen
mit allem, was die Menschenbrust erlebt
in dem Gewoge dieser wilden Schlacht,
und, wenn ich so mein Sein erweitert habe,

das Ganze mit dem Lichte zu durchdringen,
das mir im Herzen plötzlich hold entkeimt.
— Endlich erkenne ich das ganze Streben,
das unbewußt mein Leben leitete:
Es hatte diese einzge Tat zum Ziel.
Drum suchte ich von jung die Einsamkeit,
drum machte ich die Seele stark und rein,
drum weilte ich im Kreis der hohen Weisen,
drum kam ich her zu dir, drum bin ich da.

Die Königin:

Ich traue dir.

Der Fremdling:

Und drum vertraust du mir.

Die Königin:

Jedoch das Totenamt gebührt dir nicht.
Du bleibst bei uns und freust dich unsrer Siege.

Der Fremdling:

Ich würde gerne mich zur Freude neigen,
wenn auf der Erde nur die Freude herrschte.
Wenn aber Leid so allgewaltig sich
erhebt wie hier, so fühl' ich in der Brust
das heilige Gebot, die höchsten Kräfte
der Seele und des Leibes hinzugeben.

Die Königin:

Dein Wert reicht über diese Tat hinaus.

Der Fremdling:

Es ist die einzige, die höchste Tat,
die ich vollbringen kann. Drum laß mich gehn.

Hier liegen meine Seelenkräfte brach.

Indem er auf die Kranken weist.

Zu jenen treibt es mich: Von Augenblick
zu Augenblick erhebt gewaltiger
sich der Begehr, den Überfluß der Brust
in ihre leeren Herzen auszugießen
und durch ein Lächeln alle Müdigkeit
(und würde sie zum Alp) und alle Schmerzen
(und sollten sie zum Todeskrampfe werden)
vom Graun auf ewig zu befrein.

Die Königin:

Wie das?

Der Fremdling:

Ich will das Leben lassen für die Freunde.

Die Königin
ringsum schauend:

Kann keiner außer ihm die Tat vollbringen?

Niemand regt sich.

Ja, du bist groß, bist größer als die andern.
Gerade deshalb mußt du bei uns bleiben.
Denn jenes Land verliert an Herrlichkeit,
wenn du nicht mit uns kommst, nicht bei uns wohnst.

Der Fremdling:

Ich gehe. Hier vergeude ich die Kraft,
die jene nötig haben. Siehe doch,
wie ihre Schritte hoffnungsloser werden.

Die Königin:

Hältst du den Wert von jenem Land gering?

Der Fremdling:

Nicht doch. Es ist das höchste Geistesziel.

Die Königin:

Warum denn wendest du den Blick von ihm?

Der Fremdling:

Ich hab die Kraft, es nicht mehr zu ersehnen.
Ich komm' von dort. Mein Ziel liegt anderswo.

Die Königin:

Du hast das Land gesehn? — So gib mir Antwort
auf eine Frage, die mich dunkel quälte,
ohne daß sie mir ganz bewußt geworden,
bis du, o Fremdling, mir begegnetest:
Bin ich es wert, so heftigen Begehr
nach diesem Land in meiner Brust zu tragen?

Der Fremdling:

Auf diese Frage muß ich schweigen, denn
ich nähme dir die Freiheit deines Willens,
wenn ich mit einem einzgen Worte sagte,
ob ja, ob nein.

Die Königin:

So weißt du, wie ich bin?

Der Fremdling:

Ich seh es ja. Doch darf ich es nicht sagen.

Die Königin:

O rate mir.

Der Fremdling:

O schaue selbst in dich.

Sie bedeckt das Antlitz mit den Händen und versinkt in sich. — Der Fremdling steigt langsam den Kranken nach und verschwindet mit ihnen in der Tiefe. Die Zurückgebliebenen, lauter große und stolze Gestalten, erscheinen in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Die Königin

Noch immer mit verborgenem Antlitz:

Nichts spricht in mir. Nur fürchterliche Öde.
Was soll ich tun? O rate mir.

Sie schaut auf, erblickt sich allein und ruft.

Er geht.

Sie will ihm nachstürzen. Der Feldherr tritt vor sie hin.

Der Feldherr:

O sieh den Kreis von herrlichen Gestalten,
der dich umgibt, der dir Ergebung zollt
bis in den Tod. Du gabst ihm ja das Leben.
Du schältest diesen Kern, in dem das Heil
der Völker schläft, aus der Verwesung Hülle.
Dein Anblick hat, im Augenblick der Schwäche,
uns vor uns selbst geschützt, uns stark gemacht.
Verzeihe, daß ich dich so spät erkannt.
Du gabest uns die Heldenkraft zurück.
Nimm die Vergeltung an. Wir sind dir treu
bis in den Tod. Führ' uns zum Sieg.

Alle

Sie umringen sie und brechen in Huldigungen aus:

Zum Sieg!

Die Königin:

Ich will, ich werde jenes Land erobern.
Ich muß in mir die weite Welt vereinen:
Die Ebenen, die Berge und die Meere.
Er soll in mir das ganze All besitzen.

V o r h a n g

Zweiter Akt

Großer Hof in einem Siechenhaus. Die Bänke längs den kahlen, grauen Mauern sind dicht mit Kranken besetzt. Der übrige Raum ist leer. Im Hintergrunde befindet sich ein geschlossenes Tor. Links und rechts münden Gänge ein. Die Kranken tragen schwarze Pestmäntel.

Erste Szene

Erster Kranker

Rechts im Hintergrunde:

Mir ist, als wären wir im Siechenhaus
für ewig eingemauert. —

Zu seinem Nachbarn:

Sag etwas.

Was sagst du? Nichts? Es gibt auch nichts zu sagen.
Nun aber rede dennoch. Sitze nicht
so armselig geknickt auf deiner Bank.
Das stimmt mich trübe. Auf! Erhebe dich!

Er rüttelt ihn. Der Andere bleibt unbeweglich.

Mach keine Scherze. — Tot . . .

Zweiter Kranker

Links im Hintergrunde:

Was gibt es dort?

Erster Kranker:

Er machte sich davon. Er achtete

die Freunde, die zurückgeblieben, so
gering, daß er nicht einmal Abschied nahm.

Zweiter Kranker
zum dritten, seinem Nachbarn:

Laß uns hinübergehn.

Er erhebt sich.

Dritter Kranker:

Zu welchem Zwecke?

Zweiter Kranker:

Ich möchte wissen, wie der Tod sich zeigt.

Dritter Kranker:

Das wirst du bald am eignen Leib erfahren.

Der zweite sinkt wiederum zurück.

Viel haben wir vor ihm, dem Toten, nicht voraus.
Wir liegen auf der Bank wie er,
gleich angefault. Was unterscheidet uns
von ihm? Etwa das bißchen Sehn und Hören?
Die ärmlichen Gedanken, die wir hegen?
Was sehn wir denn? ... Vier Mauern, zwischen ihnen
nur Sterbende, statt ewger Dunkelheit.
— Was hören wir? . . . Die Seufzer, das Gestöhn,
das Todesröcheln, statt wie dieser: Nichts.
— Was denken wir? ... Den Tod, den er gestorben.
Wir liegen da, wir sinken unvermerkt
zusammen. — Ha! Ist das der einzige,
sind nicht noch andre Tote unter uns?
Lebst du da noch ... und der dort neben dir ...?

Sie beginnen sich durcheinander zu bewegen. Der Raum um den Toten herum wird leer. Die Übrigen stehen im Halbkreis um ihn her, ziemlich weit entfernt, und betrachten ihn.

Zweiter Kranker:

Wie furchtbar sieht er aus. Wie stier die Blicke.
Das Angesicht von Beulen übersät.
Die Zähne schwarz.

Dritter Kranker:

Gerade so wie du.

Erster Kranker:

Kein Wort mehr von dem Toten! Schafft ihn fort!
Sonst schwindet uns der Sinn des Lebens.

Alle:

Fort!

Sie schicken sich an, den Toten wegzutragen. Da öffnet sich das Haupttor. Einen Augenblick sieht man auf eine grüne Landschaft hinaus. Aus dieser naht der Fremdling. Er trägt den blauen Mantel. Nachdem er eingetreten ist, schließt sich das Tor.

Der Fremdling:

Nicht fort!

Er wehrt den Kranken, den Toten wegzutragen. Sie treten verwundert zurück.

Erster Kranker:

Du trägst nicht unser Kleid. Was willst du?

Der Fremdling:

Ich bin gekommen, euch den Tod zu deuten
und zu verkünden, welchen Sinn er birgt,
zu sagen, wie man tapfer ihn erträgt.
An diesem Leichnam sollt ihr es erlernen.
Drum sei er sichtbar aufgebahrt.

Er steht jetzt unmittelbar hinter dem Toten.

Kommt näher!

Die Kranken ordnen sich im Kreise an.

Betrachtet diesen Leib. Macht euch bekannt
mit der Vergänglichkeit und der Verwesung.
Das volle Rund der Augen ist zerfallen,
das heitre Spiel der Lippen ist erstarrt.
O schaut die grause Maske an, bis ihr
damit vertraut, daß jede Form zerfließt.
Der Körper wird zu Staub, zu Ackerland,
wodurch der blanke Pflug des Bauers fährt.
Es trifft der schräge Strahl des Morgenlichts
das umgerißne, dampfende Gefild.
— Vermögt ihr, wenn ihr dies im Geiste schaut,
die Heiterkeit der Seele zu bewahren?

Erster Kranker:

Wir haben, was du sagst, zu oft bedacht,
als daß es Angst und Schmerz erwecken könnte.

Zweiter Kranker:

Auch klingt die Stimme, die uns lehrt, so mild

Der Fremdling:

Wenn ihr die Kraft und Ruhe des Gemütes
durch solches Anschaun euch erworben habt,
so blicket auf den eignen Leib herab:
Was in dem Leichnam ist, seht auch an euch,
auch eure Zeh'n und Finger fallen ab,
auch eure Leiber sind bedeckt mit Beulen:
Draus schaut der Tod.

Zweiter Kranker:

Das Grauen kehrt zurück.

Der Fremdling:

O haltet euern Geistesfrieden fest
trotz der Verwesung. Könnt ihr nun erkennen,
daß diese innere Beschaffenheit
der Seele etwas ist, das nicht dem Leib,
der stirbt und schon zerfällt, entsprießen kann,
mit diesem nimmermehr vergehen wird,
etwas, das unverweslich ist, worin
sich weilen läßt, wenn längst der Leib verschwunden?
Es hat mit eurem Leibe nichts gemein.
Betrachtet ihn, ihr seht ihn schon zerfallen,
und dennoch fühlt ihr, ganz in euch versenkt,
daß nichts von eurer Geisteswelt vergeht,
nein, daß sie durch den Tod euch mehr gehört.

Zweiter Kranker:

Ich bin voll Bangigkeit.

Der Fremdling:

Das sagt, daß du
noch immer in dem toten Leibe lebst,
mit ihm zu sterben meinst. Deshalb die Furcht.
— O lächle doch. Dann hast du dich befreit.

Zweiter Kranker:

Ich kann nicht.

Der Fremdling:

Schau mich an und mach es nach.

Zweiter Kranker:

O wie dein Anblick doch das Innerste
von mir berührt, wie er mein Herz versöhnt!

Erster Kranker:

Er ahmt sein Lächeln ohne Wissen nach.
— Er zuckt zusammen — ach, es schwindet schon.

Der Fremdling:

O halt' dein Lächeln fest, o lächle wieder;
begreifst du, was das heißt, wenn du's vermagst?
— Es heißt, den Tod und was zum Tode führt:
Verwirrung, Furcht und Schmerz durch heitre Weisheit
besiegen und dem Chaos Sinn verleihn.
O schau auf deinen Leib, und wenn du spürst:
Etwas zerfiel . . . und dennoch lächeln kannst,
dann ist der schwerste Anfang schon getan.
Es wird sich, während äußerlich der Leib
verwest wie welkes Laub im nassen Herbst,
in deinem Herzen eine zarte Saat
von Geistestrieben zur Entstehung drängen.
Und jetzt vermag kein irdisches Geschehen
dies innerliche Weben zu zerstören,
mag kommen, was da will . . .

Zweiter Kranker:

Ich lächle ja.

Er schaut sich strahlend im Kreise um.

Der Fremdling:

Was euch vor Augen liegt, der tote Leib,
ist nur der Niederschlag von Haß und Grauen,
von allen Qualen, die auf Erden sind,
ein Gleichnis der vergänglichen Gefühle,
die immer noch zerstörend in uns wirken.
Auf! Werfen wir sie ab! Wir wollen uns

verbünden gegen alles, was den Tod
ins Dasein rief. O weckt an diesem Bild
das innerste, das mächtigste Gefühl.
Will sich der Tod durch Schmerz bemerkbar machen,
so sammelt euren Geist, zu widerstehn.
Und wenn es einer nicht vermag, so eile
der Freund zu ihm, der lächeln kann, und biete
von seiner überflüss'gen Kraft ihm an.

Der zweite Kranke
wird plötzlich von einem Krampf erfaßt, steht auf, dreht sich und stürzt schreiend zur Erde:

O fürchterliche, o verruchte Qual.

Nach überstandnem Krampfe liegt er mutlos da.

Ach, wenn mich doch zwei milde Hände pflegten!
Ach, wär das Weib bei mir, das mich verließ!

Der Fremdling:

Es würde dir nicht ewge Heilung bringen.

Zweiter Kranker:

Ach, niemand bringt sie.

Der Fremdling:

Einst erscheint der Tag,
da die Erkenntnis herrscht vom Sinn des Todes.
Es braucht noch manches Schicksal, diese Zeit
heran zu führen. Deshalb sei gelobt,
wer jetzt schon seine Schmerzen dazu weiht.
Kein Leiden ist vergebens, jede Qual:
der Krampf des Nichts, die schwere Last der Zweifel,
die grauenvollste Herzenseinsamkeit,
sie werden noch zu Nutzen umgewandelt.
Wer leidet, schafft an dieser neuen Zeit.

— Versuch' zu lächeln. Schau in deine Seele.
Dort lebt der neuen Menschheit Urbild schon.
Es wohnt in dir der Gott, der Felsen formt,
der Flüsse fließen, Winde wehen läßt,
der in der Finsternis erschien als Licht,
der Geist vom Anfang an. O trink von ihm,
es ist der Quell der Unverweslichkeit.
Dein Leib zerfällt. Er kommt jedoch zurück
viel herrlicher, gespeist von diesem Born.

Zweiter Kranker:

So wär es möglich, daß ich siecher Mensch,
erbärmlich, stumpf und niedrig wie ein Tier,
dennoch den höchsten Zielen dienen darf?
Ich weiß: so ist's. Ich fühl' den Gott in mir.
Was jemals quälte, weicht; die wirren Stimmen
des Zweifels und der Todesangst vergehn.
Und nur die liebliche Gewalt des Wortes
erbraust in mir. — Du schweigst. Sie lispelt fort.
Sie hört nicht auf zu klingen, und sie klingt,
woran mein Geist auch sinnt: — an jenes Weib,
das mich verließ, und an das Kind, das, ach,
mich nicht mehr liebt, an seine runden Wangen,
wohl an die ganze Welt, und auch an mich,
der krummgebogen liegt. Es schmerzt nicht mehr,
es wurde mir so leicht, ich schlummere
zu dieser Stimme himmlischem Getön.
Sie wirkt so süß im Schlafe . . .

Die Kranken

in Zwischenräumen sprechend:

Schlummert, schlummert.

Sie versinken in Schlaf.

Der Fremdling
nimmt den Leichnam auf den Rücken und trägt ihn fort.

Zweite Szene

Es öffnet sich das Tor. Zwei Bewaffnete zeigen sich. Zwischen ihnen der Hauptmann. Sie lassen ihn eintreten, gehen und schließen hinter seinem Rücken wieder zu.

Der Hauptmann:

Ihr schließt die Pforte. — Welch ein Grabeshauch,
der mich umfängt und bis ins Innerste
durchdringt.

Er wendet sich den Kranken zu.

Auf jeder Bank ein Siecher liegt,
in jeder Ecke einer wehrlos stirbt.
Ich kann nicht denken, meine Stirn ist stumpf.
Wer dieses schaut, denkt seine letzte Stunde.

Die Kranken wachen auf und bewegen sich durch den Raum.

Komm mir mit deinen Beulen nicht zu nah,
die giftig ihre gelben Augen öffnen.

Erster Kranker:

Es schaut der Tod hervor. Ertrag erst mich,
wenn du den Tod ertragen willst.

Der Hauptmann:

Hinweg!
Abscheu vor dir hält mich allein am Leben.

Erster Kranker:

Mein Leib verwest. Doch wär es dir vergönnt,
zu schauen, was aus der Verwesung sproßt!

Der Hauptmann:

Dein Anblick könnte mich zum Selbstmord reizen!

Erster Kranker:

Ich will im Tod das höchste Sein erringen.

Der Hauptmann:

Nein, willenlos und feige willst du sein.
So liegst du da. Und jeder, der dich sieht,
bekommt ein seichtes Aug und schlaffe Wangen,
läßt seinen Körper hoffnungslos zerfallen.
O schäm dich deiner Schwäche, raff' dich auf!

Zweiter Kranker:

O Freunde, schämt euch nicht der Müdigkeit,
im Tode wird man müd und darf es werden,
man braucht der Schmerzen und der schweren Glieder
sich nicht zu schämen. Ist es doch der Tod,
den sie verkünden. Sucht den Tod darin,
so werdet ihr Beruhigung erlangen.
Wenn ihr darin das Leben suchen wollt,
so werdet ihr zu Narren und Verbrechern.
Was wollt ihr? Leben oder Tod?

Alle:

Den Tod.

Der Hauptmann:

O Unkenruf! — Die Schwäche und die Feigheit,
sie halten sich den Tod als Maske vor,
um heldenhaft und ruhmvoll zu erscheinen.
Nie wurdest, heilger Tod, du so entweiht,
nie ist dein Name kläglicher erklungen.

Ich hört' ihn einst erbrausen in der Schlacht
von Kriegern, die auf abgehaunen Beinen
hochreckten sich, die eine Faust gen Himmel,
die andre in der blutgetränkten Erde.
Ein jeder schrie: Rächt uns — schrie stundenlang,
indes die Kriegerreihn vorüberstampften.
Sie tranken aus dem Tode Heldentum.
— Wer euren schnöden Sterbenshauch einatmet,
wird ein Insekt, wird hinfort leben wollen
von eklem Dunst.

Erster Kranker:

Mir ist so bang geworden.
Was sagte doch der Fremdling von dem Tod?

Dritter Kranker:

O frag mich nicht, ich hab es längst vergessen,
Dumpfheit liegt über mir, seit dieser spricht.
Ich bring' die Kraft zu denken nicht mehr auf.
Sie reicht kaum aus, mich aufrecht zu erhalten,
O frag mich nicht, ich hab es längst vergessen.

Zweiter Kranker:

Der Fremdling hat gesagt: Im Tod ist alles.
Im Tod ist alles. — Ach, ich kann's nur plappern,
begreifen kann ich's nicht und wollen nicht.
Er sagte: Ihr erringt das ganze All.
Läßt sich dies Wort mit einem Sinn erfüllen?

Erster Kranker:

Es ist ein leeres Wort.

Dritter Kranker:

Es ist erlogen.

Der Fremdling
erscheint wieder. Das Gerede der Kranken verstummt.

Der Hauptmann:
Wißt ihr denn nicht, wer euch gefangen hält?
Wer euch den Tod bestimmt? Wer dieser ist?
— Du sollst bestätigen, was ich berichte.
Der König trägt die Schuld an unsrem Siechtum,
weil er in diesem üppigen Gelände
die Völker allzulange rasten ließ.
Die Seelen wurden schlecht, die Leiber siech.
— Die Tochter, die im Anbeginn der Schlacht
durch mich, als ich das Heer zum Sturme führte,
von seiner Schuld vernahm, hat ihn gerichtet.
Sie hat, als er ins Schlachtgetümmel stürzte,
die Hilfe ihm versagt, ihn der Gewalt
des Feindes überliefert. Er ist hin!
Jetzt glaubt sie sich die Retterin des Volkes,
die Bringerin von einer neuen Zeit.
Sie prüft mit ihrem mitleidlosen Auge
das ganze Heer, frägt nach der Zahl der Kranken
und senkt den Kopf und reißt ihn wieder hoch:
„Hinweg!" ruft sie, „die nicht zum Kampfe taugen.
Sie hindern mich an meinem Siegeszug.
Hinweg! Sie sind verbannt." Sie nennt den Ort:
Es ist das sumpfige Gestad am See,
wo stundenlang der Erlenbusch sich dehnt.
Seltsamer Vögel unbekanntes Treiben
herrscht um verlaßne Hütten, die vermodern
in trübem Dunst, der selbst den Bettler scheucht.
Dorthin sind wir bestimmt. Dort liegen wir

und saugen ein des kriechenden Getieres
Gefräßigkeit und ekle, giftge Triebe.
Die Sonne flößt uns laue Schlaffheit ein,
der Mond im Busch die abergläub'sche Furcht.

Unruhe unter den Kranken.

— Nun denn Begeisterte des stillen Sterbens,
wollt ihr in diesem Dunste untergehn?
Ich wüßt euch einen andern, edlern Tod.
Ich überfall' in dieser Nacht das Volk,
das diese Sterbestätte uns bestimmt.
Gewalt muß mit Gewalt erwidert werden.
Wir rächen ihre Ungerechtigkeit.
Mit jedem Hieb, der die Verräter trifft,
schwillt eure Kraft und rötet sich das Blut
in euren schlaffen Adern. Rafft euch auf!
Das Leben wartet. Nehmt's aus meiner Hand!

Der Fremdling:

Wie scheu entwinden sie sich meinem Auge.

Der Hauptmann:

Wir handeln, wie wir sind. Die Seligkeit,
die uns dabei durchglüht, die heißt es gut.
Wir brauchen, um zu leben und zu sterben,
ganz andre Kräfte als das ekle Denken:
Ist's gut, ist's böse, heißt's Treulosigkeit,
viel dunkle Kräfte, die wir nicht erkennen
und die uns führen werden in der Nacht,
wenn wir die Schwerter kreisen um das Haupt.

Der Fremdling:

Du bist ein dunkler Geist.

Der Hauptmann:

Hört nicht auf ihn.
Er ist es, den die Königin bestimmt,
uns zu vernichten. — Ich durchschaue dich:
Wir heben dich empor, indem wir sterben.
Der Tod dient dir zu Stufen deines Glücks.
Du bist nicht krank, fühlst unsre Schmerzen nicht.
Der Haß, der uns belebt, vernichtet dich.
Durch solchen Aufruhr schmälern wir dein Leben,
das dir verwirrt wird und den Sinn verliert.
Ich weiß, du willst uns töten, um zu herrschen.
Du stiehlst aus Lebensgier, um stark zu sein,
uns noch das Todesröcheln aus der Brust.

Unter den Kranken ist während dieser Reden eine heftige Bewegung ausgebrochen.

Eine Stimme:

Verräter!

Der Fremdling:

Still! — Wer hat mich so gerufen?
Er trete vor. Ich räch' mich nicht, ich will
mit unbedeckter Hand ihn weiterpflegen.

Von einem zum andern:

Du bist's?

Erster Kranker:

Nein.

Der Fremdling:

Du?

Zweiter Kranker:

Nein.

Der Fremdling:

Du?

Dritter Kranker:

O siehst du nicht,
daß ich vertrauend dir zur Seite trete?

Der Fremdling:

Wer traut mir nicht?

Vierter Kranker:

Schwör, daß du bei uns bleibst.

Der Fremdling
schwörend:

Ich bleib bei euch.

Der Hauptmann:

Welch Leben sprüht aus dir!

Der Fremdling:

O nimm es hin. — Ich möchte nichts als geben.
Mein Leib und Leben ist mir nichts mehr wert,
wenn ich nicht geben darf. O höchste Tat!
Wünsch', was du willst, ich geb es gerne hin.
Willst du die Augen? Nimm sie, nimm die Pracht
der Bilder, die ein weiter Lebensweg
dem Geiste gab, und nimm die Kraft des Armes
und nimm mein Blut und meinen Atemzug.

Der Hauptmann:

O dürft ich doch aus gleicher Seele sprechen.
Jedoch, ich bin von Grund auf bös. Ich kann
den Ton von deinem Herzen nicht erlangen.

Der Fremdling:

Jetzt spricht die Ohnmacht, die vergeht, aus dir.
Horch auf die höchstgestimmten Augenblicke.

Der Hauptmann:

Ich habe solche Augenblicke nur,
wenn ich den andern Menschen Leben raube.

Auf die Kranken weisend

Und diese erst! O laß von ihnen ab!
O schau den Schwarm der häßlichen Gedanken,
der sich der Stirn, der niedrigen, entringt!
Du Tor! Mit was für Menschen rechnest du?
Du willst die Welt mit ihnen heiligen?
Ich — will sie brauchen, um die Welt zu richten.

Er hält inne

Doch jetzt . . . welch grause Angst befällt mein Herz?
Ich fürchte mich vor schändlichen Gedanken.
Ich möchte, daß ich sprechen kann wie du.
Ich muß noch hassen. O was tut der Mensch,
der seinem Hasse nicht entrinnen kann,
der töten will und dennoch fühlen muß,
daß Töten Untat ist? Er schaudert auf.
Der Wunsch zu töten kehrt zu ihm zurück,
und er zerstört das eigne Leben nun.
Doch diese Tat versöhnt und macht ihn gut.
— O wenn ich nun in der Erinnerung
mein Leben überschaue, kann ich sehen,
daß ich dem Siechtum drum verfallen mußte,
weil ich so haßte. Und so ist es recht.
Jetzt will ich mich dem Schicksal überlassen,
das mich verdarb, weil ich nicht nutzen wollte,
was es an Kräften mir verliehen hat.

O nichts mehr wollen jetzt! O alles dulden:
Die Körper- und die Seelenqual! Ich hoffe,
bald ist's vorbei.

Er sinkt müde zusammen. Plötzlich fährt er mit wildem Ruck empor.

Nein, nicht so sterben! — So!

Er will sich entleiben.

Der Fremdling

fällt ihm in den Arm:

Halt ein, was willst du tun, mein armer Freund?
— Erkenne doch: es muß sich, wenn du leidest,
aufbauen eine neue Welt in dir.
O frag: was kann ich durch den Tod gewinnen,
was kann ich sterbend andern Menschen sein?
Und kaum hast du die Frage dir gestellt,
so baut sich sofort eine innre Schöpfung
in dem Gemüte auf. Ein starker Quell
der unerschöpflich strömenden Empfindung
entspringt dem Herzen nun, fließt in die Welt:
Dem gibst du Frieden, jenem tiefsten Trost.
Wem du auf deiner Lebenswanderung
begegnetest und den du lassen mußt,
indem du stirbst, bist du ein Weg geworden.
O harre froh auf einen solchen Tod:
er nähert dich dem Mittelpunkt der Welt.
Wenn du nicht schon im Leben diese Kraft,
dich hinzugeben, sehnsuchtsvoll empfindest,
so wirst du arm auch nach dem Tode sein.
Und wenn du dich mit eigner Hand zerstörst,
bist du ein Hemmnis für die Weltentwicklung.
Man mußte uns ins Siechenhaus verbannen,

damit wir diese Tat erkennen konnten.
Wir wollen über unsern Brüdern schweben,
im Tode Gebende für sie noch sein,
so daß sie Wege wissen, um zu wachsen.
Wir werden sie mit herrlichen Gedanken
zur Größe führen. — Ja, das ganze Volk
soll unsern Seelen schutzbefohlen sein.
In dieser Tat sind wir uns selbst genug.

Der Hauptmann:

Ich sehe wieder Weltzusammenhänge.
Zum erstenmal im Leben fühle ich
mein kleines, aufgeblähtes Selbst verdrängt.
Und welche Macht ist es, die mich bezwingt?
Es ist das Urbild des vollkommnen Menschen.
So wie der Mensch einst werden soll, darf ich
durch deine Weisung heute schon empfinden.
Wie wand ich doch vor diesem Augenblick
mich unter meinen Trieben, unter Haß
und Rache, Neid und unterdrückter Wut
und dem Gedächtnis fürchterlicher Taten!
Wie ging ich deshalb krumm! Kein Blick, kein Wort
und kein Erlebnis richtete mich auf.
— Erst du mit deiner Tat gibst mir die Kraft
zu wohnen auf dem irdischen Gestirn
geliebt und liebevoll mit gleichem Rechte,
wie eine Pflanze wächst. Ich bin befreit.
Du mein verseuchter Leib, so fürchterlich
entstellt, bist mir kein Hindernis dazu.

Zu den Kranken:

Auch ihr, mit Leid und Lastern aller Art,

mit schlechtem Blut und kranken Einbildungen,
mit Höckern, Beulen, scheußlichen Gebresten
behaftet — ringt die Seelen aus dem Leib.
Denn jeder ist verbunden mit dem All,
wie er auch sei! O schlagt euch froh zu ihm:
Es nimmt das Tote auf und kann es nutzen.
Es schöpft das Leben aus dem Untergang.
Nehmt teil, saugt seine Unerschöpflichkeit
mit Wonne ein und schenkt sie heilend weiter,
fragt nicht an wen, macht jeden schön und gut.
Wohlan, wir gehen unsre Sonnenbahn.
Wir wollen tilgen einen großen Teil
des dunklen Erdenschicksals. O gelobt
sei alles, was zu dieser Tat uns führte:
Die Menschen selbst, die uns verderben wollten.

Alle brechen in Jubelrufe aus.

Dritte Szene.

Das Tor springt auf. Man sieht die Königin heranschreiten.

Die Kranken
zurücktretend:

Die Königin.

Die Königin
indem sie sofort auf den Fremdling zutritt, ohne die andern zu beachten:

Du weißt, warum ich komme.
— Vom ersten Augenblick, da ich dich sah,
hab ich gewußt, du bist der Einzige,
der meiner wert. Ich las in deinem Auge:

du fühltest gleich. — O sprechen wir die Sprache
der Seelen wieder. Sprechen wir sie laut.
Du warst in jenem großen Augenblick
mir so vertraut. Du kamst in meine Brust.
Du warst etwas, das mir bis jetzt gefehlt,
die heiligste Vermehrung edler Kräfte.
Ich richtete den Körper straffer auf.
Die Augen blickten schärfer in die Welt.
Ich überschaute meine ganze Zeit,
und ich empfand den Trieb, sie umzuschaffen.
Du sprachst in mir und dein ist diese Tat.
Denn wir sind eins. Ich hab es schon erkannt,
als du vom fernen Rand der Erde stiegst
wie ein Gestirn. — Jetzt braucht mein Geist dein Licht.

Der Hauptmann und nach ihm einige Kranke treten zwischen sie und den Fremdling.

Der Hauptmann:

Es leuchtet uns.

Die Königin:

Welch häßliche Gestalten!

Der Hauptmann:

Doch innen herrlicher als du.

Die Königin:

Hinweg!

Der Fremdling:

Sie sind mir freund und sind der Freundschaft wert.

Die Königin:

Sie hindern mich, dein Angesicht zu schaun!

Der Hauptmann:

Wer uns verstößt, der kann ihn nicht gewinnen.

Die Königin:

Was will er damit sagen?

Der Fremdling:

Königin,

du selbst befahlst, sie in das Land zu führen,
das sumpfige. Ich wählte mich dazu.
Ich gab das Wort, sie nimmer zu verlassen.

Die Königin:

Ich löse dich davon.

Der Fremdling:

Ich schwur auch ihnen.

Die Königin:

Sie sind dir mehr?

Der Fremdling:

Sie sind bedürftiger.

Die Königin:

O die Verächtlichen!

Der Fremdling:

Das sind sie nicht.

Er wendet sich seitwärts einem Gange zu und geht, indem er den Kranken zu folgen winkt. Es entsteht ein leerer Zwischenraum von ihnen bis zur Königin.

Ein Kranker:

Du hassest uns! Drum wendet er sich weg.

Der Fremdling steht schon in der offenen Tür.

Die Königin:

Geh nicht, ich werde gut um deinetwillen.

Pause.

O Raum von euch zu mir. O leere Wüste.
Ich muß hindurch, die Prüfung zu bestehn.
O Gang, mir fürchterlicher als der Tod.

Zum Fremdling:

Auch du gingst diesen Weg, das ist mein Trost.
Ach! wälzte sich vor deinem Willen auch
der Stolz wie eine hohe Mauer auf?
Standst du auch da, erstarrt vor Furcht und Grauen?
Und riefst du auch mit Abscheu: „Weg von mir!"
Wichst du auch aus, sobald dir einer nahte,
und sagtest dennoch dir: Ich darf es nicht,
wenn dich ein Blick, von Leiden dunkel, traf?

Pause.

Doch Mut! Wenn ich die Strecke überschreite,
hab ich gesiegt. Sehnsucht durchglühe mich!
Mein Inneres flammt auf. Mein Dunkles schwindet.
Mein Leib wird leicht. Die Schwere weicht von ihm.
Ich spür ihn kaum. So flieg ich durch den Raum.

Sie schreitet schwebend zu den Kranken hinüber.

O könnte ich nur Blicke tun, die schenkten,
und Schritte, die der Liebe näherten.

Von einem zum andern.

Die Schranke falle zwischen dir und mir.
Die Schmerzen, die du fühlst, sie seien mein.
Dein Sterben fühle ich am eignen Leib.
Mir ist, als ordne, wer euch liebt, die Welt,
als wär durch solche Tat kein Chaos mehr.
Ich seh die Welt wie eine Pyramide,

zu oberst ist ein Stern, der sie durchstrahlt!
O Liebeslicht, zu dir empor, zu dir!

Ein Kranker:

O dieses Licht, es fließt aus deinen Armen
zu uns hernieder und erleuchtet uns!

Die Königin

stürzt auf einmal zu Füßen der Kranken nieder:

Gebt mir den Freund zurück.

Die Kranken

entzückt:

O nimm ihn nur.

Die Königin

erhebt sich ebenso plötzlich und tritt vor den Fremdling:

Sie lösen deinen Schwur.

Der Fremdling:

Ich schwur auch mir.

Die Königin:

Dann sterb' ich mit.

Der Hauptmann

tritt dazwischen, zum Fremdling:

Nun sag ihr, daß sie gehe!

Der Fremdling

zur Königin:

Du hast ein andres Amt.

Die Königin:

Ich liebe dich.

Der Hauptmann:

Wenn du mein Freund bist, mach ein Ende. — Komm.

Er zieht ihn fort.

Die Königin:

Weg, Augen, weg! O Qual!

Sie verhüllt das Antlitz.

Da kann ich wohl
die Hände vor das Antlitz legen . . . weinen . . .
Nein, weinen werd' ich nicht, ich werd' die Hände
nicht tränennaß von meinen Augen nehmen,
ich werd' in eine grause Leere starren
und in der Leere Fürchterliches tun.
Ich bin dein Weib, das sagt mein Herz zu gut.
Das Schicksal hatte mich dazu bestimmt.
Nicht ich. Lebwohl. Du fragst; Was willst du tun?
— Nichts ist des hohen Amtes ebenbürtig,
das mir bestimmt und das du stahlst: Dein Weib
zu sein, die Herrscherin an deiner Seite.
Ich weiß nicht, was ich tu. Was liegt daran?
O wenn es sinnlos ist, dein Weib zu sein,
ist alles sinnlos. Vielleicht stell ich mich
an einem Kreuzweg auf mit buntem Tuch.
Ich habe ja gelernt, mich wegzuwerfen.

Sie geht. Das Tor schlägt zu.

Vorhang

Dritter Akt

Der Hof im Siechenhaus. Abend.

Erste Szene

Der Fremdling

lehnt am offenen Tor und schaut in die Landschaft hinaus. Er ist allein.

Der Hauptmann

tritt aus einem der Gänge hervor. Der Fremdling will ihm entweichen.

Der Hauptmann:

Die Kranken suchen deinen Trost. Du fliehst ...

Der Fremdling:

Selbst trostbedürftig.

Der Hauptmann:

Du? der Starke, Gute?

Der Fremdling:

Ach, nicht mehr gut, und deshalb nicht mehr stark.

Der Hauptmann:

Dein Wesen ist verwandelt. Sag, warum?
Vertrau dich mir. Ich danke dir so viel,
ich möchte dir auch einmal etwas sein.

Der Fremdling:

Ihr Bild ist mir vor Augen, wie sie ging,
ach! wie sie schwankte und verschwand. O Freund,
bewahrte dein Gedächtnis dieses Bild?
Was sagte diese letzte Wendung? Sprich!

Der Hauptmann:

Daß sie besiegt ist, daß du sie bezwangst.

Der Fremdling:

In dieser Wendung lag ihr ganzes Schicksal.
Seither lebt nichts als dieses Bild in mir,
in mir, der ich sie so verachtete,
solang sie vor mir stand, sie von mir wies . . .
Jetzt fällt mich Schwermut, Reue, Ohnmacht an.

Der Hauptmann:

Du kannst sie nicht aus deinem Sinn verbannen?

Der Fremdling:

Die ganze Nacht hindurch versuchte ich
mit Willenskraft das Bild mir fernzuhalten.
Es sollten nur die Freunde in mir sein.
Ich sah euch leiden, spendete euch Trost.
Ich dachte an mein Ziel. — Das Bild verschwand.
Ich wurde müde, dankte, daß ich's wurde,
daß ich dem Schlaf verfallen durfte, schlief . . .
Da weckte mich das Blut, es hämmerte:
Du tötetest. Ich fuhr erschrocken auf,
ich wußte diese Worte nicht zu deuten.
Da sah ich jene Wendung wiederum,
womit sie ging, und jenen letzten Blick,

das Leiden, das darin sich spiegelte,
das nicht in Rache sich verwandeln kann,
(denn sie ist gut), das darum wachsen muß,
sie ziellos machen, sie zerstören muß.
(O fürchterliche Angst!) Was tut sie jetzt
so ganz allein? O daß die Frage wiche!
Doch nein, sie weiche nicht! Ich kann, ich darf
nichts tun, als über diese Frage grübeln,
das immer — ewig ... Freund, begreifst du mich?

Der Hauptmann:

Du hast viel Schwächeres an mir gesehen.
— Laß mich nur eines sagen. Glaub nur dies:
Sie ist nicht wert, daß du dich um sie quälst.

Der Fremdling:

O nein, der bange Stich in meiner Brust,
er spricht zu wahr. Nicht sie, ich hab gefehlt.

Der Hauptmann:

So sahst du nicht: Ihr ganzes Tun war Lüge.
Selbst uns, die Sterbenden, betrog sie noch.
Sie wollte dich hinunterziehn zu sich,
dich schwach, dich herzlos, ehrlos, treulos machen.
Doch es gelang ihr nicht. Da ging sie weg,
vernichtet ja, doch der Vernichtung wert.

Der Fremdling:

Gewiß, den andern niedrig anzuschaun,
es ist ein Ausweg, um sich zu bewahren
vor dem Bewußtsein eigner Schlechtigkeit.
Gemeine Geister werden ihn stets gehn.

Ich bin zu stolz dazu. Ich ziehe vor
dies scharfe, selbstzerstörende Gefühl.
— Mein Sinn bewahrte, wie sie kam und ging.
Sie kam nicht gut, nicht schlecht. Es spiegelten
in ihrem Antlitz sich zwei Möglichkeiten:
Die eine, die das Herrlichste versprach,
die andre, die zum tiefsten Abgrund führte.
Ich weiß, es war in meine Macht gelegt,
die erste vor der anderen zu wecken.
Ich unterließ es. Warum tat ich das?
Warum zerstört der Mensch so gern das Leben
in andern, das er selbst verloren hat?
Er rühmt sich dessen noch und nennt sich gut.
Er ahnt nicht, daß der Schmerz der andern Seele
zurück in seine eigne schlagen wird
und daß er — tot schon, wieder sterben muß.
— Sie wollte gut sein. Ich wies sie hinweg.
Was bleibt ihr übrig nun, als schlecht zu werden?

Der Hauptmann:

Mein Freund, was quälst du dich? Viel größre Qual
wird diese kleinen Schmerzen dir verscheuchen:
Du wirst den Tod mit uns ertragen müssen.

Der Fremdling:

Wenn mich die Qual, daß ich ihr weh getan,
befällt, bringt selbst der Tod mir nicht Erlösung.
Die Kraft, den Tod zu tragen, kann in mir
nicht mehr entstehen. O daß es doch genügte,
wenn man, um alles gut zu machen, stirbt!
Wie friedlich war mir früher! Jetzt wie bang!

Ich kann ja nicht mehr sterben, kann, o Freund,
euch nicht mehr helfen. — Ach, wie schwer ist es,
wie ganz unmöglich ist es doch, an sich
als Förderer der ganzen Welt zu glauben,
wenn man den einzelnen verderben läßt.
Denn ach, ich weiß, sie muß zugrunde gehn:
Der Schritt, womit sie ging, der sagt: sie sinkt!
Er macht mich bang, er nimmt mir alle Kraft,
euch beizustehn. Denn wenn ich denken muß:
Sie geht zugrund, so fällt mich Ohnmacht an.
Mit dem Gefühle dieses Unrechts kann
ich euch nichts sein. Ich muß es vorher tilgen.

Der Hauptmann:

Du liebst sie.

Der Fremdling:

Nicht als Weib. — Sie zieht mich hin,
weil ich ihr wehe tat. Ich muß zu ihr.
Ich muß sie vor mir sehn, ich muß ihr sagen:
„Vergib, laß dich verehren, Gute du!
Durch deinen Anblick bin ich groß geworden.
Du hast das Herrlichste an mir vollbracht.
O deine Seele soll sich dessen rühmen."
— Demütig muß ich sein, wie sie vor mir.
Wie sehn' ich mich, das Knie vor ihr zu beugen.
Sie schwebt in der Gefahr der Selbstzerstörung.
Nur Achtung rettet sie. Sie kann nur leben,
wenn sie erkennt, wie sehr ich sie verehre.
Das ist mein wahrstes, innerstes Gefühl.
— „O Königin," sag ich, „du hattest recht,
das Schicksal dachte dich und mich vereint.

Aus dieser Einheit wächst ein Doppelwerk.
Zwei Dinge, siehe, gibt es jetzt zu tun:
Die herrlichsten der Welt. Die beiden Menschen,
die sie vollenden dürfen, sind vereint.
Das Eine ist: Das starke, mutige Leben,
Das Andere: Das starke, mutige Sterben.
Das Erste dir, das Andre mir beschieden.
Das Ganze nur, wenn Treue uns vereint.
Und diese Treue wird auch dann bestehn,
wenn eine Seele bei den Toten weilt.
Sie wird von dort die Lebende noch finden."
So muß ich zu ihr sprechen, so sie trösten.
Erkennt sie, daß wir uns verbunden sind,
dann wird sie stark, dann weicht auch meine Furcht.

Der Hauptmann:

Geh nicht!

Der Fremdling:

Du hieltst mich ab, ihr das zu sagen.
Du mußt als Freund mich selber zu ihr senden.
Du weißt ja, daß ich mich nicht lösen darf,
nicht lösen kann. Sie ist mit mir verwebt.
Muß ich ihr Schicksal nicht zum meinen machen?
Fällt nicht mein ganzes Tun in sich zusammen,
wenn sie durch meine Schuld verdirbt? Du schweigst ...

Der Hauptmann:

So geh! — Du hast uns lange schon verlassen.
O warum bei den Sterbenden verweilen,
wenn dich das Leben heiß umfangen will!

Der Fremdling:

Das hab ich von dem Freunde nicht erwartet.

Der Hauptmann:

Wenn sie nun vor dir steht, die Herrliche,
die Zarte, Süße, wenn ihr Auge sagt:
Ich liebe dich ... O weißt du, was ich müßte?
Ich risse sie an meine Brust und riefe:
Mein! du ... o Weib, und mein die Macht der Welt.

Der Fremdling:

Ich schwur euch Treue.

Der Hauptmann:

Nimm den Schwur zurück.

Der Fremdling:

Freund sein und nicht vertraun? Du machst dich klein.

Der Hauptmann

antwortet nicht. Er kehrt sich ab und wendet den Blick durch das offene Tor in die Landschaft hinaus, die durch die sinkende Sonne glühend rot geworden ist.

Der Fremdling:

Du zürnst? — Wo starrst du hin?

Der Hauptmann:

Ich trinke Blut.

Mit einem jähen Ruck sich drehend.

Wenn du nicht wiederkommst, so töte mich.
Du weißt es, wie ich bin. Es lebt in mir
etwas, das den Verbrecher weckt in jedem.
Mein Blick, mein Sprechen läßt den Menschen sinken.

Wenn du nicht wiederkommst, so fall' ich, höre,
mit allen Kranken aus dem Siechenhaus
und räche deinen Treubruch fürchterlich.
Nun geh . . .

Der Fremdling:

Ich bin vor Mitternacht zurück.

Er wendet sich zum Gehen.

Der Hauptmann:

Halt, wiederhole deinen Schwur.

Der Fremdling:

Ich schwöre.

— Damit du siehst, daß ich dir mehr vertraue,
als du es tust, so übernimm die Schlüssel
und walt' an meiner Statt. Lebwohl, mein Freund.

Er geht. Der Hauptmann steht am Pfosten und blickt ihm nach, wie er entschwindet.

Zweite Szene

Der Raum hinter ihm füllt sich allmählich mit den Kranken an, die langsam aus den verschiedenen Gängen hervorkommen. Sie treten ihm zur Seite, sehen den Entschwindenden und werden immer unruhiger.

Stimmengewirr:

Er geht. — Warum? — Wohin?

Der Hauptmann:

Zur Königin.

Ein Kranker:

Wann kommt er wieder?

Der Hauptmann:

Eh die Nacht verstreicht.

Er gab mir seine Hand darauf. Ich rief:
„O halte deinen Schwur. O brich ihn nicht.
Damit ich an die Treue glauben darf
und nicht in jenen grauenvollen Trieben,
die meiner dunklen Seele eingepflanzt,
aus denen Lüge, Kampf und Tod entspringt,
die einzge Wirklichkeit des Seins erblicke.
Ich müßte wieder zum Verbrecher werden.
Denn eine solche Welt soll nicht bestehn,
ich werde sie ins Nichts hinunterstürzen.
Ich falle mit den Kranken über euch,
ein Sterbender, der nichts als töten will,
und räche deinen Treubruch fürchterlich.“
— Er sprach: „Vertrau mir, wie ich dir vertraue.“
Und gab mir seine Schlüssel und sein Amt.

Er schließt das Tor und durchmißt den Raum mit hastigen Schritten.
Die Kranken nehmen ihre Plätze ein. Es wird dunkler.

Erster Kranker:

Ich fühl, wie viel er mir geworden ist.

Zweiter Kranker:

Die Bangigkeit des Herzens kehrt zurück.

Dritter Kranker:

Wie schwer ist es, zu leben ohne ihn!

Vierter Kranker:

Wie schwer, zu sterben!

Fünfter Kranker:

Wär die Nacht vorbei!

Der Hauptmann
vor diesem plötzlich stille stehend:

Er ging zu einem Weib.

Pause.

Erster Kranker:

Wie niedrig denkst du!

Der Hauptmann:

Verachtet mich, doch laßt mich offen sein!
— Ich sag zu meiner Seele: „Glaube doch,
er kehrt zurück, er hat dir Treu geschworen."
— Die Seele spricht: „Er hat es bald vergessen
bei ihr. Ach, Treue, wenn man nichts mehr weiß
als selge Gegenwart bei einem Weib.
Durch sie erringt er eine ganze Welt:
Die Auen, Seen, die Städte voller Menschen.
Er sah an uns, wie leicht zu herrschen ist.
Nun will er über alle Welt gebieten.
Glaubst du, er kehrt aus einem Liebesgarten
zu uns in diese Sterbeluft zurück?"
— „Verräterische Seele," schrei ich auf,
„du lügst, ich glaube meinem bessern Selbst!
Und das ist er!" — Ich suche seinen Blick
im Geist zu schaun, sein Sprechen zu vernehmen.
Umsonst. Denn alles, was ich denken will,
ist wie ein Spinnetz vor dem Wintersturm.
Ich weiß, jetzt steht er vor der Königin
und bietet selber sich zum Schergen an,
um meinem Drohen noch zuvorzukommen,
indem er uns im Siechenhaus umstellt
und uns hinausschleppt in den schwarzen Sumpf.

— Gebt euch der Wollust der Betrognen hin.

Die Kranken sind unruhig geworden. Er öffnet wiederum das Tor.
Die Dämmerung ist herabgesunken.

O zarte Frühlingssaat, o grüner Hauch,
auf dunklen Feldern kaum geahnt, was bist
du anders als das Sehnen in der Brust,
das sagt: Du wirst gesund. — Es keimt, es wächst,
es überschwillt die schwarze Nacht zuletzt,
die Müdigkeit, das Siechtum und den Tod.
— Er nahm uns alle Lebensbilder weg,
die grünen Felder und das Himmelsblau,
die Sonne selbst. Komm Nacht und deck' uns zu.
O abendliche Luft, so süß zu atmen,
ich sauge dich zum letzten Male ein.
Man schleppt uns fort in jenes Moor hinaus!
Dort ist nur Gift und Dunst. Dort dürfen wir
nicht freie Seelenatemzüge tun,
nicht mit den Wachstumskräften der Natur,
den heilenden, verschmelzen und genesen.
Dort müssen wir im eklen Schlamm versinken,
so wie das Grasland, das der Sumpf verschlingt.
Wir müssen sterben, daß er leben kann.

Empörung der Kranken.

Warum nicht umgekehrt, warum nicht uns
die Seen und Aun, die Städte voller Menschen?
Wir sind aus keinem andern Stoff gemacht.
Doch sie sind stärker, deshalb siegen sie.
Jedoch, wer weiß . . .

Wie zu sich

Ich habe nie gewußt,
Zu was für einer Tat ich wohl bestimmt:

Zum Schurken hatte ich zu großen Sinn,
Mich wegzuwerfen allzuhohe Einsicht.
Untaten tat ich viel, aus Schicksal stets,
doch nie aus Neid und nie aus Niedrigkeit.
Es kündete von früh sich Großes an.
Dem Weib, dem Freund von Jugend an verloren!
Wie oft versuchte ich mich hinzugeben,
und erntete nur Öde, Hohn und Haß
und immer Einsamkeit. Auch heute wieder,
wo ich für ewig mich geborgen glaubte.
Er ging, und wiederum bin ich allein.
— Jetzt aber wird mein ganzes Wesen hell.
Jetzt darf ich endlich mein Geschick erfüllen!
Ich will kein Klumpen toter Erde sein,
der niederbröckelt an dem Weltenbau.

Am offenen Tor, bei Aufruhr und Tumult der Andern.

Ich recke mich aus diesem Grab hinaus,
die ganze Macht des Weltalls einzusaugen!
O wie mein Auge schweift! Es holt sich Kraft
vom Sternenreich. Ich fühl' es niederströmen.
Ich spüre die genesende Gewalt
der Himmel und der Erden in der Brust.
Ich reiße sie an mich, ich bin ihr Herr!

Er wendet sich jäh herum.

Ja, es gibt einen Schritt von solcher Wucht,
der selbst den Tod zu Boden tritt.
Man wollte dieses Götterrecht uns rauben.

Die Kranken rotten sich um ihn zusammen.

Ihr rufet Rache. O wie lieb' ich euch,
jetzt da ihr offen seid und nicht mehr heuchelt.
Ihr Löwen auf! Ihr Füchse, Wölfe, Bären!

Laßt lodern diese unbekannte Glut!
Die Brust gedehnt! Die Binden abgerissen!
Zerreißt euch grause Qual, so ist es recht,
so zeigt es sich, ob ihr zu mir gehört,
und ob ihr stark genug seid, mir zu folgen.

Sie stürmen in die Nacht.

Vorhang

Vierter Akt

Erste Szene

Gartenterrasse eines Lustschlosses.
Vor der Pforte steht ein Türhüter.

Der Statthalter
von rechts kommend:

Ich hab vernommen, daß die Königstochter
den Vater richtete, weil er das Volk
durch seine Lässigkeit verdorben hat.
Er trägt die Schuld an unserm Untergang,
der sich vollziehen will auf grause Art.
— Es ist, als ob sich unsichtbare Scharen
von wilden Tieren durch die Gassen wälzten,
als läg' ein Dunst von Schlangen in der Luft,
der in die Seelen sickert, sie verseucht
und zu den scheußlichsten Verbrechen führt,
umnebelnd das ererbte Pflichtgefühl.
Die Lieder werden roh, die Tänze teuflisch.
Betrunkne Banden ziehn von Haus zu Haus.
Und keiner legt dem andern Zügel an.
— Wie oftmals trat ich vor den König, flehte,
daß er dem Treiben, das sich täglich steigert,
Einhalt gebiete. Stets bat ich umsonst.

Nun ist er hin. Er ist gerecht gerichtet.
Die Tat der Königin bürgt mir für sie.
Ich komme, ihre Weisung einzuholen.
Denn selber steh ich gänzlich ratlos da.

Aus dem Innern des Schlosses dringt eine durch ihre Weichlichkeit unangenehme Musik.

Der Statthalter
horchend:

Wie seltsam!

Der Türhüter:

Kennst du diese Töne nicht?

Der Statthalter:

Die widerlichen Melodien des Königs,
die das Gemüt so weich und weibisch machen.
Warum verbannt die Herrscherin sie nicht?
Schnell! Öffne mir, daß ich sie selber frage.

Der Türhüter:

Ich muß dir wehren.

Einige schwächliche, in üppige Gewänder gehüllte Gestalten huschen vorüber und treten ungehindert in den Saal.

Der Statthalter:

Diesen wehrst du nicht?

Der Türhüter:

Es hat die Königin sie herbefohlen.

Der Statthalter:

Sie duldet sie?

Der Türhüter:

Sie fühlt sich wohl bei ihnen.

Der Statthalter:

Den einstigen Gefährten ihres Vaters?
Den kleinlichsten und seichtesten der Seelen?

Der Türhüter:

Der Geist des Vaters nahm von ihr Besitz.

Der Statthalter:

Hinweg! Laß mich hinein!

Er will sich den Zugang erzwingen.

Der Türhüter:

Zurück mit dir!

Der Statthalter:

Du trägst zu unserm Untergange bei,
wenn du mir weiterhin den Weg versperrst.

Der Türhüter:

Ich tue meine Pflicht.

Der Statthalter:

Der Pflichtvergeßnen?

Der Türhüter:

Ich hab die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Der Statthalter:

Die zur Verwirrung führt.

Der Türhüter:

— Was willst du dort?
Du kommst umsonst. Sie hört nicht, was du sagst.
Sie horcht und nickt dir zu und schwankt hinweg,

und in den schwanken Schritten kannst du lesen,
daß sie dem Geist nicht mehr gebieten kann,
unfähig ist zu jeglichem Entschluß.
Oft streckt sie ihre Arme in die Luft
und sinkt, als ziehe sie die Schwermut nieder.
Sie findet Ruhe nur im Trug des Vaters —

Der Feldherr

tritt von links mit raschen Schritten auf. Zum Türhüter:

Führ mich zur Königin.

Zum Statthalter:

Das Heer der Feinde
ist nicht vernichtet, nicht einmal geschwächt.
Es wich zwar fern von unserm Blick hinweg.
Jedoch es ließ nicht einen einzgen Toten
und nicht einmal ein Waffenstück zurück.
Es hat sich auf den Höhen festgesetzt
und wächst an Macht der Morgenröte gleich,
die über einem dunklen Berg erscheint,
sie schwillt von Augenblick zu Augenblick
gewaltiger, sie wird zum Strahlenmeere,
das mächtig niederflutet in das Tal.
— Wo ist sie, die in uns den Mut erweckt,
daß wir das Feuer unsres Feinds verschlingen!
Wo ist die Königin? Da drinnen? — Weg!

Er stößt den Türhüter zur Seite und reißt die Pforte auf. Man sieht das Innere von einem üppig ausgestatteten Gemach: Teppiche, Kissen, verwirrende Ornamente; alles in Scharlach. Die Königin liegt auf einem Thronsessel zusammengesunken. Rings um sie befinden sich Menschen, deren Wesensart sich durch ihre Kleider, Gesichter und Gebärden verrät. Es sind lauter degenerierte Gestalten. Die Musik bricht ab.

Der Feldherr:

Es naht der Feind zu fürchterlichem Sturm
gewaltig von den Höhn, in Linien,
in Säulen und in starrenden Quadraten,
mit dröhnender Musik, mit Fahnen, Zeichen,
dem Sternenheere gleich. Ein jeder Held
ist riesenhaft gestaltet, lichtdurchdrungen.
— Jedoch wir zagen nicht. Du bist bei uns
und du entfachst in unsrer Brust die Glut,
die jene mächtig überstrahlen wird.

Die Königin:

Ich werde niemals jenes Volk besiegen.

Der Feldherr:

O Königin, jetzt brauchen wir den Geist,
der solche Stärke in der Schlacht bewies,
wir brauchen deine Unerschrockenheit.

Die Königin:

Ich bin nicht stark. Die Kraft, die ich besaß,
sie ist nicht mein, sie kam von jenem Fremdling.

Der Feldherr:

Wie sprichst du, Königin? Wie blickt dein Auge?
Ich schau in der Erinnerung zurück
und seh dich anders, seh' dich, Herrliche,
auf jener Höh der ganzen Welt gebieten.
So lebst du in den Herzen aller Menschen.
Du bist uns mehr als Weib, du bist uns Göttin.

Die Königin:

Weil seine Augen liebend auf mir ruhten.

schien ich mir groß. Die Augen ließen mich.
Nun bin ich schwach, bin, was ich vordem war,
und will es sein, ein Weib, ein Hauch . . .

Sie kehrt sich weg.

Musik!
O nimm von mir das Übermaß der Qualen.

Die Musik setzt wieder ein, doch leiser und zögernder als vorher.

Der Statthalter

hinter dem Feldherrn stehend:

Gebieterin, laß diese Töne schweigen.
Sie machen zaghaft, wie dein Vater war.

Die Königin:

O Vater, wie begreif ich dich so gut!
Ich trage deine Schwermut in mir selbst.
Ich werd' dir ähnlicher von Stund zu Stunde.
Wie oftmals fand ich dich auf diesem Lager,
den Blick erhoben zu den Linien,
die sich zu tausend Tiergestalten formen.
So scheuchtest du den Schmerz. — O töne fort,
Musik! Wie bist du meinem Herzen nah,
so ganz in mir. Ich stehe nimmer auf,
ich wünsche nicht mehr fort von hier zu gehn.
Nicht denken, nicht beschließen, nicht mehr klagen,
nein, nichts von alledem, auch nicht mehr reden.
Geht, Menschen, weg, ich will nun einsam sein.
Nur du, Musik in meiner Seele, bleib!

Der Feldherr:

O Königin, noch steht das Heer geordnet;
doch wenn du zögerst, muß die starke Flamme,
die du so mächtig aufgeschürt, verlodern.

Die Asche wird von einem Hauch zerstreut.
Komm — oder gib mir Vollmacht, daß ich handle.

Der Statthalter:

Auch mir, Gebieterin, erteile Weisung,
wie ich den Folgen, die sich aus dem Tun
des Königs in dem Volk entwickelt haben,
Einhalt gebiete. Innere Verwirrung
droht uns den Untergang zu bringen.

Der Feldherr:

Sprich!

Die Königin:

Wir werden niemals jenes Land erblicken.
Was dort die Seele schaut, besteht aus Dingen,
die in der Güte und der Wahrheit wurzeln.
Es gibt da Bäume, die nur dann gedeihn,
wenn eine reine Hand sie auferzieht.
Es wachsen Blumen, die verdorren müssen,
wenn sie ein haßerfülltes Aug betrachtet.
In euch ist Trägheit, Falschheit, niedre Lust.
Was sollen eure niedern Seelen dort?
Auf, geht und lebt sie in den Höllen aus.
Ist doch Verwirrung, Chaos, Untergang
für euer Wesen angemessener.

Sie erhebt sich.

Ich will euch Larven nicht mehr sehn. Hinweg!

Die Höflinge machen sich unter ihrem gebieterischen Winke eilig davon.
Der Statthalter und der Feldherr gehen zuletzt. Sie bleibt allein.

Was ist es, das die Flügel um mich schlägt?

Komm, schwarze Wolke, komme Tod, du gleichst
der Liebe noch am meisten, nimm mich hin!

Sie sinkt zusammen. Die Pforte schließt sich. Der Statthalter und der Feldherr werden am Fuß der Terrasse vom Türhüter aufgehalten.

Der Türhüter:

Hat sich der Gang gelohnt?

Der Statthalter:

Er war umsonst.

Der Feldherr:

Gefährten, ratet mir, was soll ich tun?
Der Feind dringt vor und wird uns niederschlagen.
Zum Kampfe sind die Scharen nicht geordnet.
Zur Flucht ist es zu spät. Wir alle sind
der gänzlichen Vernichtung preisgegeben.

Der Türhüter:

Ich seh nur einen einzgen Ausweg.

Der Feldherr:

Sprich.

Der Türhüter:

Wir unterwerfen uns dem fremden Volk.

Der Feldherr:

O Dienerseele!

Der Türhüter:

Ja, was bleibt uns sonst?

Der Feldherr:

Der Tod!

Der Statthalter:

Das Nichts.

Der Türhüter:

Das ist noch weniger
als dienen, Ordnung machen —

Der Statthalter:

— wirken trotzdem!

Der Feldherr:

Nie wird der freie Sinn der Königin
die Tat gestatten.

Der Türhüter:

Nun, man frägt sie nicht.

Der Feldherr:

Ich kann die Schmach nicht tragen!

Der Statthalter:

Stille, stille!
Was hilft es, ungebärdig sein? Sei klug!
Hier darf nur Klugheit raten! Kommt hinweg!

Er zieht den Feldherrn weg.

Der Feldherr:

Ich bin zu mutlos, um zu widerstehen.

Alle drei ab.

Pause.

Zweite Szene

Der Fremdling

steigt aus dem Proszenium empor. Er öffnet die Pforte.

Die Königin

richtet sich herrisch auf. Mit rauher Stimme:

Was willst du?

Der Fremdling

nach einer Pause:

Königin, du bist so groß,
daß nur ein großer Geist dich lieben darf.
Ich fände nicht den Mut zu diesem Worte,
wüßt ich mich nicht durch eine hohe Tat
zu dir emporgehoben, dir vereint.
Die Tat der Treue macht mich deiner würdig.
Ich liebe dich! Geliebte, hilf mir nun,
daß ich mich deiner Liebe wert erweise!
O wende nicht dein Angesicht von mir!
Ich brauche deinen Blick zu diesem Werk,
den Blick der Zustimmung, nicht den des Hasses.

Die Königin:

Du weißt es nicht, warum du Treue schwurst,
warum du sterben willst! — Du kannst nicht leben,
du bist zu müd und schwach dazu! Der Schwachheit
entsprang der hoffnungslose Todeswunsch!
Aus Ohnmacht treu! O wirf die Lüge ab!
— Gesteh die Tat, die du begangen hast!
Ich fühl', es lastet eine Schuld auf dir,
die du mit deinem Tod zu sühnen meinst.
Ich kenne dies vernichtende Gefühl.
Du bist bei mir. Jetzt brauchst du nicht zu sterben.
Ich helfe dir. Ich gebe dir das Leben
durch meine Liebe wiederum zurück.

Der Fremdling:

O warum weichst du meinen Worten aus?
Du weißt es, daß ich Treue schwur, und Treue
ist ja mein innerstes, mein einzges Gut.
Ich brech mich selbst, wenn ich die Treue breche.

Die Königin:

O halte deine Schwäche nicht für Kraft!
Gesteh es dir, als du die Freunde ließest
und meinem Bild in deiner Seele folgtest,
brachst du die Treue schon! O brich sie ganz!

Der Fremdling:

Durch sie allein bin ich dem Geist verbunden.
Und brech ich sie, so wird mein Dasein sinnlos.
Es ist dann nicht mehr mit der Wahrheit einig,
die ewig ist. Nichts Ewiges ist dann.
Nur in der Treue kann ich Wahrheit finden.
Das andere vergeht und ich damit.

Die Königin:

Ist meine Liebe denn nichts Ewiges?
Bei mir, der Liebenden, und nicht bei jenen
find'st du den Sinn des Lebens. Bleib bei mir!
Mir gibst du mehr als diesen Sterbenden.
Du gibst, und machst mich selbst zur Gebenden.
Zusammen ändern wir die Welt. Ich weiß,
der Wahnsinn spricht aus dir. Ich halte dich.
Du wirst mir danken. Jemand muß dich halten.
O trinke Daseinslust aus meinem Aug!

Der Fremdling:

Ich könnt es nicht, ich müßt die Lider senken.
O Königin, was ist es, das du liebst?
— Die Wahrheit, die in meiner Seele lebt.
Brech ich den Schwur, so bin ich nicht mehr wahr.
Dann findest du bei mir nichts mehr zu lieben.
Du liebst dies Auge noch. Jetzt liebst du's noch,
denn es blickt wahr. Doch anders wird es blicken,
wenn ich die Treue breche: — scheu und feig.
Es wird ein Auge sein, das du verachtest.
Drum laß mich gehen, laß das Auge brechen!
Die Wahrheit, die in seinem Glanze lebt,
sie leuchtet fort, sie schaut dich ewig an.

Die Königin:

Du darfst nicht gehn, ich bin noch schlecht, o bleib,
daß ich vom Hauche deiner Seele besser werde!

Der Fremdling:

Der Wert der Treue muß in mir bestehn.

Die Königin:

Bin ich dir weniger als dieses Wort?

Der Fremdling:

Ich kann dich, Königin, nur wahrhaft lieben,
wenn dieses Wort den Wert behalten darf.

Die Königin:

So geh, nimm meine letzte Kraft mit dir,
laß sie zugrunde gehn im Siechenhaus,
vergeude, was ich Heiligstes besaß.
Ich kann nur liegen bleiben und verenden.

Ich maßte mir ein Recht an über Tod
und über Leben. Ja ich tötete.
Nun werd' ich selbst dem Tode übergeben,
und die Vernichtung fällt auf mich zurück!
— Welch fürchterliche Öde kommt heran
und in der Öde welche grause Angst?
Gespenst von meinem Vater, räche dich!
Weh mir! ein wildes Wesen braust heran,
es wirft sich über mich, will mich erwürgen!
Gerecht ist deine Rache, Dämon! — Zu . . .
Sie stürzt nieder.

Der Fremdling
indem er sie emporhebt:
Der Vater will nicht Rache, will nur Sühne.
Gesühnt wird deine Tat, wenn sie dich treibt,
zu tun, was einst der Vater unterließ.

Die Königin:
O bleib bei mir!

Der Fremdling:
Bedenke, was ich sprach.

Die Königin:
Ich denke nicht, ich laß die Liebe denken.
Denn nichts kann dich aus meinem Sinn verdrängen,
nicht Schlaf, nicht wache Tat, ich kann nichts denken
als dich! O laß mir diese liebe Hand,
die meine Stirne kühlt! O laß mich neigen,
o schließe mir die Augen, laß mich sterben,
doch nicht in dieser Öde, nicht allein,
an deiner Brust! O stoße mich nicht fort!

Du bist in mir, du denkst und fühlst in mir,
du bist die Liebesglut, die helfende,
zu allen Menschen hin, du machst mich gut.
Ich kann nicht in den Winterfrost zurück,
da solche süße Saat, da Keim an Keim
in meiner Seele zur Entstehung drängt.
Was soll das Eis? Wie schmerzt's die Blumenkelche,
die zarten, bebend sich verbergenden,
sie brauchen deine Wärme und dein Licht.
O laß mich jetzt nicht sterben, heute nicht,
denn heute ging zum ersten Male mir
der Sinn der Liebe auf, das neue Sein!

Auf die Terrasse tretend.

Du kamst des Abends mit dem Abendrot,
dich hat das Schicksal mit so seligen Farben
herangeführt. Nun gehn die Sterne auf.
O breite deine Seele in die Nacht!
Nichts gibt es rings, das nicht von Liebe spricht.
Ich schaue, lausche, geb mich fühlend hin
und find' im Amselruf, im Blumenduft,
im Sternenglanz nur Liebe, immer Liebe.
O sag mir, kann ich anders sein? O sprich,
kann andre Kraft als die der Liebe wohnen
in mir und auch in dir, Geliebter? Rede,
wo find' ich solche Kraft? wo außer mir
in dieser abendlichen Seligkeit?
Und wo in mir? Du bist es ganz allein,
der in mir wohnt! o küsse mich, Geliebter!

Der Fremdling:

So willst du mich entehrt?

Die Königin:

O wende dich
nicht weg, denn meine Liebe ist so heilig,
daß man die Hände fromm erheben muß.
In meine Seele ist sie eingesenkt,
als Gut von Gott, das mir gegeben ward
zum Heil der Welt. Ich will es nicht für mich,
ich will's für dich, fürs Menschenwohl. O Liebe,
sprich selbst aus mir, daß er mir glauben muß,
daß nichts mehr gelten kann vor deiner Kraft,
kein Schmerz, kein Schwur, das sind nur leere Worte!

Sich emporreckend.

O ewig ungeheures Sternenmeer!
Ich sauge deine Macht in mich hinein.
O helft mir, Quellen, stetig strömende,
den Freund, der sterben will, helft ihn erwecken!
Zerstreut mit eurem Strahl die Lebensohnmacht,
die trübe Wolke aus dem Siechenhaus.

Der Fremdling:

Ich trank das Leben, das sie senden, auch.
Es spendete mir Kraft zu meiner Tat.

Die Arme erhebend.

O Sterne, warum rollt ihr eure Bahn?
Aus Treu zur Welt! Euch Sternen will ich gleichen!
Dem ewigen, dem weltgetreuen Licht!

Die Königin:

Jetzt erst erkenn' ich deine Größe ganz.
Zugleich erkenn' ich meine eigne Pflicht.
Ich habe für das Wohl des Volks zu sorgen.
So halte mit Gewalt ich dich zurück.

Du bleibst! Es heißt dem Volk den Mann erringen.
Denn nur durch dich kann dieses Volk gedeihn.
Das ist mein Herrscherstolz, daß ich dem Tod
den herrlichsten der Helden abgewann.
Ich seh im Geist den Fortgang unsrer Zeit.
Und wenn du dich der Welt entgegenstemmst,
so kämpfst du gegen heilige Gesetze.
Denn du bist auserwählt, nur du allein,
und ohne dich sinkt alles wiederum
ins Dunkel der Vergangenheit zurück.
Dein Inneres, die Stärke, Größe, Kraft
und Geistesschönheit wird zur äußern Form.
Es wird um dich die neue Welt entstehen.
Du brauchst nur da zu sein, so machst du groß.
Die Geisteslehren werden sich erneuern.
Das Niedere verliert die Macht des Tötens.
Die Menschen werden wieder groß und gut.
Und so gewinnen wir noch jenes Land.
Doch niemals ohne dich. Ich selber bin
zur Führerin zu schwach. Ich bin gelähmt
durch meine schwere Schuld. Drum halt' ich dich.
Ich geb dir Macht, die Pläne auszuführen,
die deine große Seele aussinnt.
O nimm mein ganzes Gut zu diesem Werk.
Nimm Land und Meer. Sie stehen dir zu Dienst,
damit du sie nach deinem Geiste formst.
O strecke deine Faust zum All empor
und unterwirf dir Wolke, Blitz und Licht.

Der Fremdling:

Ich aber male dir ein andres Bild,

das Bild der Welt, die keine Treue kennt,
nicht mehr verbunden ist mit jenen Mächten,
aus denen Unvergängliches entsteht,
mit den Gesetzen, die das Chaos ordnen.
Sieh vor dem innern Aug die Stadt voll Menschen,
in Dunkelheit und tiefen Schlaf gebettet,
vertrauend noch dem All, das sie durchströmt
und auch die schwersten Tagestaten löscht.
So schlummern friedlich Mann und Weib und Kind.
— Doch eine Schar von Todgezeichneten,
durch Wahnsinn und durch wilden Schmerz zerstört,
schwankt mit der letzten Kraft, die sie besitzt,
heran, mit Fackeln, Keulen, Seilen, Spießen,
die sagen, daß sie Fürchterliches planen.
Sie wollen Rache nehmen, weil das Schicksal
sie traf und jene nicht, sie wollen morden
das Leben, das in heilgem Schlaf geborgen.
Nichts soll bestehen, weil sie sterben müssen.
Sie wollen sich im Blut der Welt ertränken.
— Und so geschieht, kehr' ich vor Mitternacht
nicht zu den Kranken in das Siechenhaus.
Die Treue, die ich schwur, sie ist das Pfand,
daß dieses Bild nicht in das Dasein tritt!
— Die Frist ist abgelaufen. Laß mich gehn!
Sonst fällt die Schuld des Völkermords auf dich!

Die Königin
mit lauter Stimme:

Schloßwächter!

Der Fremdling:

So belohnst du mein Vertraun?

Die Königin:

Ich habe nur auf meine Pflicht zu horchen.
Warum hast du das Totenhaus verlassen?
Hier wohnt das Leben, hier gebiete ich!
Du bist bei mir, du gehst von mir nicht fort!
Zwei Reiche kämpfen: das der Lebenden
und das der Toten. Meines hat gesiegt.

Der Schloßwächter
kommt.

Die Königin:

Vernimm: die Kranken in dem Siechenhaus,
sie planen eine grauenvolle Tat.
Sie wollen mordend in das Lager fallen
um Mitternacht. Raff eine Schar zusammen.
Umzingle sie.

Der Schloßwächter:

Verlasse dich auf mich.
Er eilt fort. Alarm.

Der Fremdling:

Du hast gesiegt. Jedoch durch niedere Mittel.
Wie anders stehst du nun vor meinem Blick!
Wie klein! Mein Auge wendet sich hinweg!

Die Königin:

Nicht meinetwegen halt' ich dich zurück.
Ich denke nicht an mich. Ich denk nur eines:
Daß du nicht sterben darfst. Ich bin ein Weib,
das sich vergessen kann. Und wenn du fürchtest,
daß dich mein Wesen hindert, heiß' mich gehen!

Fern halten will ich strenge mich von dir,
wenn du die schwere Kunst des Herrschens übst,
will Wochen, Jahre ferne von dir weilen,
ach immer, wenn du dieses Schwerste forderst.
O glaube nicht, daß mir die Welt nur dient
zur eignen Lust — so ist es wahrlich nicht,
so war es wohl, bevor ich tötete.
Seither empfind' ich nichts als das Verlangen,
die Menschen besser, glücklicher zu machen.
Ich kann es nicht, ich hab die Kraft verloren,
ich kann nicht geben, denn ich bin ja schuldig.
Und selbst zur Sühne find' ich nicht die Kraft.
Und dennoch will gesühnt die Tat doch sein.
Und deshalb sucht' ich dich. Hilf mir, hilf allen!

Er wendet sich ab. Sie steht allein.

O unerschöpflich ist der Born der Reue.
Nur Qual entquillt dem aufgewühlten Herzen.
Ich werde noch ertränkt in dieser Flut.
— Du hattest recht, ich fühl' es endlich selbst,
daß keine Rettung kommt für mich von dir,
und daß ich gar nicht Rettung suchen darf.
Doch Eines darf ich suchen. Eins erflehn:
Errette unser Volk! Verlaß es nicht!
Ich will abseits von dir in einem Winkel
dem Sturm der Selbstvorwürfe mich ergeben,
zu jedem Schmerze sagen: Töte mich!
und so vergessen, müde werden, sterben . . .
Denn jeder Schmerz, der mich durchzuckt, er sühnt,
er söhnt den Vater aus, er macht mich gut.
Im Tode, Vater, mußt du mir verzeihn.
Schon spür ich deine überird'sche Liebe,

sie fließt als süßer Klang in meine Brust.
O Klang von wunderbarem Licht durchwoben,
du führst auf Silberfittichen mich fort,
zum Vater hin, o Vater, glaube mir,
ich liebe dich, ich will das Leben lassen,
für dich, o nimm mich auf . . .

Sie sinkt nieder.

Jetzt ist es gut.

Der Fremdling:

Nun stirbst du hin.

Er starrt vor sich hin.

Auch mir bleibt nur der Tod.

Pause.

Draußen erhebt sich ein Tumult.

Der Schloßwächter

stürzt herein.

Die Kranken waren längst schon ausgebrochen,
als du Befehl sie einzuschließen gabst!
Sie stürmen schon die Stadt! Die Unsern fliehn!

Der Fremdling:

So brachen sie die Treue. Auf! Zum Kampf!

Diener bringen Waffen. Er faßt ein Schwert.

Du bist in meinem Schutze, Königin!

Er hebt sie empor.

Ich hab nur einen Feind: Treulosigkeit!
Ihn werf' ich nieder, wie er sich auch zeigt.

Sie brechen zum Kampfe auf.

Vorhang

Fünfter Akt

Die Landschaft des ersten Aktes in der Morgendämmerung. Links das grüne, ansteigende Gelände; rechts das Moor.
Die Kranken kommen fliehend aus dem Proszenium herauf.

Rufe der Flüchtenden:

Sie nahn! — Wir sind verloren! — In den Sumpf!

Sie verbreiten sich über das Moor.

Der Hauptmann

steigt herauf:

Sie lassen mich im Stich. Ich steh allein,
zum Tod bestimmt. Doch vorher treff' ich ihn!

Er verbirgt sich hinter dem Sumpfgestrüppe.

Der Fremdling

steigt herauf, in blauem Mantel, barhäuptig, mit dem bloßen Schwerte in der Faust. Zu gleicher Zeit erglänzt über dem Hügelland der erste Schein des Tages.

Die Königin

steigt herauf, hinter ihr das Heer.

Der Fremdling

zur Königin:

Wir haben sie ins Moor zurückgedrängt.
Kein Ausweg bleibt für sie. Der Sieg ist dein!

Gegen vorn, zum Heer:

Ich habe mich vom Vorwurf, daß ich schuld

an diesem Überfalle bin, befreit.

Gegen hinten, zu den Kranken:

Nun muß ich auch den zweiten von mir wälzen:
Daß ich den Schwur der Treu gebrochen habe.

Er legt das Schwert nieder.

Ich komm als Freund, ich komme nicht als Rächer.
Ich kehre wiederum zu euch zurück.
Ich will die Todesstunde mit euch teilen.

Der Hauptmann:

Er naht mit barem Haupt und freier Brust.
Er will dem Freunde in die Augen schaun.
Ich brach die Treue. Fort, wo's finstrer ist!
Viel lieber will ich in den Sumpf versinken,
als seinen Blick ertragen müssen. — Flieht!

Er will moorwärts fliehen.

Der Fremdling

zum Hauptmann, den er erst jetzt erblickt:

Mein Freund!

Er hält ihn an.

Der Hauptmann:

Ich hab kein Recht auf diesen Namen.
Ich brach die Treu. Ich flehe: Laß mich gehn!
Wend' deine Augen weg, ich kann nicht weilen.
— Du lehrtest mich Erlösung durch den Tod.
Nie wird die Welt, die meines Todes denkt,
daraus sich Stärke und Begeistrung holen.
Ach in der Treu war alles. Wir verloren,
da wir sie brachen, unser ganzes Sein,
und wir vergeudeten das größte Gut.
Du lehrtest uns das Höchste. Wir vergalten

es mit dem Niedersten. Drum fort von hier,
drum tiefer in das schwarze Land hinein,
zum Schlunde, dem das trübe Gift entströmt!
Mein ganzes Wesen ist Verrat! Hinab,
zu Schlangen und zu scheußlichem Getier!
Der Neid, das Graun, was dunkel in mir wühlt,
zieht mich zu diesem schwarzen Abgrund hin.
Hier sauge ich die Sterbekeime ein,
hier werd' ich reif zum Tod, hier werd' ich schwer,
hinabzusinken in das Unbekannte.
Mich füllt das Moor, mich füllt die Öde ganz.
Das Innere sucht dieses Äußere.
Gesetze sind es, die mein Sein zerstören,
und Ordnung, die mich in das Chaos drängt.

Er reißt sich los und flieht.

— Auf, wer gerichtet sein will, folge mir.
Wir wollen uns vertilgen in der Tiefe.

Er sinkt ein. Zum Fremdling:

Nur du dring' mir nicht in die Tiefe nach.
Sonst find' ich durch den Tod die Sühne nicht,
sonst müßtest du im Totenreiche noch
mit deinem treuen Blick mich ewig quälen.

Der Fremdling:

Verzeih, mein Freund. Ich selber trage schuld
an deiner Tat: Ich hatte dich versucht.

Der Hauptmann:

Hier will ich hängen, schmerzhaft aufgereckt
an dieser Wurzel, meine Arme heben
und flehen, bis du sagst: Ich komme nicht —
indem das Ungetier des Todes schon

mich packt und mich hinunterzieht zur Tiefe.
— Ja schau mich an, doch folge mir nicht nach.
Es läutert mich dein Blick, indem ich sinke.
So schwindet jeder Vorwurf, jede Qual,
das Greuliche um Mund und Stirn geht weg ...

Der Fremdling:

Ich lasse dich, doch nur wenn du gelobst,
daß du die Leiden weiter tragen willst,
die du durch eigne Taten dir geschaffen,
und wenn du deine Freunde mit dir bringst.

Der Hauptmann
nach einer langen Pause:

Sag: Wär dies Leben schwerer als der Tod?

Der Fremdling:

Viel schwerer, armer Freund.

Der Hauptmann:

Dann will ich leben.

Der Fremdling:

Ich seh an deinem Blick: du bist erstarkt.

Der Hauptmann:

Nun aber übergib mir auch dein Amt
Auf die Kranken weisend:
und lasse mich zum Führer dieser werden!

Der Fremdling:

Ich darf es tun! Ihr find't den Weg allein.
Zur Königin:
Du aber stehst vor einer neuen Prüfung,
Gebieterin, und mußt sie selbst bestehn.

Ich kann dir keine Stütze sein. Lebwohl!

Es ist unterdessen Tag geworden. Das strahlende Volk steht sichtbar auf den Höhen.

Die Königin:

Ich lasse dich in deine Heimat ziehn!
Ich geb dich frei. — Ich liebe dich für immer,
doch meine Liebe steht so fest gegründet,
daß sie den Schmerz der Trennung tragen kann,
daß sie nicht mehr die fremde Kraft begehrt
zu ihrem Sein. Nein, selbst erstrahlt sie nun.
Ich will ein Born sein, kein Behälter mehr.
Ich will verbreiten in die ganze Welt
die Liebe, die der eignen Brust entquillt.
Ich hab die Kraft gewonnen, zu verzichten.
Denn andern Sinnes bin ich jetzt geworden.

Sie wendet sich mit lautem Rufe an die Manichäer:

Du fremdes Volk, vernimm, was ich beschloß.
Ich werde nicht in deine Aun gelangen.
Denn nie hat je ein Schuldiger sich noch
den Anblick des verheißnen Lands errungen,
bevor er seine Taten ganz getilgt.
Ich seh die Schuld, doch seh ich auch die Sühne.
Ich zieh zurück in unsre alte Heimat.

Zum Heere:

Nicht mutlos weichen wir, nein! aufgewacht
zu starker Tat und dessen stolz und froh.
Einsicht, die auf den Grund zu schauen wagt,
gebietet dies. Wir wenden uns zurück,
bekannt mit Ohnmacht, Krankheit, Wahn und Tod,
der eigenen Verbrechen wohl bewußt,
doch auch der Kräfte, die zur Heilung führen.

Wir geben solchem Leben Sinn und Wert.
Das sei die Tat. Wir wollen unser Land,
das wir verlassen haben, neu erschaffen.
Wir werden es zu einem Sammelort
der Wahren, Treuen, Liebenden gestalten.
So steh ich stolz und unerschütterlich,
in meinem Herzen den Posaunenton,
den jauchzenden: Ich selber will es so.

Aus den Reihen der Manichäer ertönt der Ruf:

In dieser Tat liegt Sühnung jeder Schuld.

Die Königin:

Der Vater gießt sein Ja in meine Brust.

Zum Heere:

O Freunde, helft mir bei dem großen Werk!

Zu den Siechen:

Ich hab euch gern, weil ich die Kraft der Tröstung,
die heilige, die heilende gewann.

Zum Hauptmann:

Du, fasse meine Hand!

Sie zieht ihn aus dem Moore. — Hierauf zum ganzen Heer:

Und wer gleich mir
in seiner Seele solche Schuld erkennt,
der folge mir, der scheu' die Sühne nicht.
Wir haben einen weiten Weg vor uns:
Bergauf, bergab, durch Wald und Moor und Wüste.
Doch immer werden wir den Puls der Erde,
der wir die Treue halten, schlagen hören.
Wir sind im Einklang mit dem ganzen Sein,
mit Tod und Leben, wollen beides tragen,
im Einklang mit dem großen Weltgeschick.
— So nehme jeder seine Last auf sich,

als Anfang dieser Tat und folge mir.

Einzelne Krieger dringen vor. Jeder ladet einen Kranken auf die Schultern. Sie bilden einen Zug.

Die Königin

zum Teil des Heeres, der ihr nicht folgen will:

Ihr andern aber, die ihr schuldlos seid,
folgt eurem Führer in sein schönes Reich.

Zum Fremdling:

Das ist dein Amt. Dazu bist du bestimmt.
Und nun lebwohl. Erinnerung an dich
wird mir die Kraft zu meiner Tat verleihn.

Der Fremdling:

O Heil dir, Königin, du fandst dich selbst!
Ich fühl' das Heiligste in mir ertönen.
Dem Heiligsten wend' ich die Seele zu.
Ich folge dir. Du bist der Sonne gleich,
die einsam an der Himmelsglocke hängt,
das Dunkel ringsum kümmert sie nicht mehr.
Sie ist ja lauter Licht, sie denkt an nichts,
als nur zu leuchten. — O durchdringe mich
mit deinem Strahl! Geliebte, laß dir dienen!

Er kniet vor ihr nieder. Sie ergreift seine Hand. Das ganze Heer bricht in Huldigungen aus. Beide stellen sich an die Spitze der Scharen.

Wie sie im Begriffe sind, in das Proszenium hinabzusteigen, setzt eine leise donnernde, doch sehr harmonische Musik ein. Zu gleicher Zeit strömt von den Höhen das fremde Volk hernieder.

Jeder einzelne ist von übermenschlicher Gestalt, mit einem blauen Mantel angetan, waffenlos.

Sie tragen bald allein, bald zu zweien oder dreien wundersame Früchte: Goldäpfel; Ähren, die stark wie junge Bäume sind;

Trauben, die von den Schultern bis zur Erde niederhangen und andere Gaben des fremden Landes.

Der Zug als Ganzes hat das Anschaun eines mächtigen Gletscher-sturzes. An der Spitze schreitet der Meister. Er hebt die Hände hoch. Es wird stille.

Die Manichäer:

Heil! Heil! Heil!

Der Meister:

Die Tat des Volks erkennend,
das in sich schaut und Wahrheit schauen will
und das den Tod und was dem Tod entspringt:
Den Wahn, den Schmerz, die Ohnmacht, das Verbrechen
in seiner eignen Brust entdecken mußte,
doch auch den Willen, Ewiges zu schaffen
nach den Gesetzen, die es selber will,
das so aus Freiheit eigne Ziele fand —
Erscheinen wir, die Höchsten jener Lande,
zu stiften einen Bund der treuen Liebe.
Wir kommen mit den Früchten und Gewächsen,
den heilenden, den todbezwingenden,
die aus dem Boden unsrer Auen sprießen.
O nehmt sie an! Verpflanzt sie in die Erde!
O nehmt uns selber in die Heimat mit,
als Ärzte und als Lehrer nicht allein,
nein, auch als Lernende! Ihr gebt uns viel,
das wir auf unsern Höhn entbehren mußten.
Es soll von nun an eine Brücke sein
von uns zu euch. Dann werden wir gedeihn,
dann werdet ihr vom Wahn des Nichts genesen.

Die Königin:

Vor eurer Hoheit, lichtdurchdrungne Wesen,
wüßt' ich kein Gut, das uns zu geben bliebe.

Der Meister:

Wir wollen keinen andern Lohn als Liebe.

Ein sanfter Ton erklingt, schwillt an und wird zu einem mächtigen Tongewoge.

Die ganze Völkermasse setzt sich in Bewegung, um nach und nach in das Proszenium herabzufluten. Sie wird nach oben immer lichter. Es ist kein Aufhören dieses Strömens zu erwarten.

Ende

Von Albert Steffen ist erschienen:

Ott, Alois und Werelsche. Roman.

Die Bestimmung der Roheit. Roman.

Die Erneuerung des Bundes. Roman.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

